



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Lars Saabye Christensen: Oscar Wildes heis - Eine
Übersetzung aus dem Norwegischen mit Anmerkungen
und Kommentaren“

Verfasser

Alexander Dietmeier

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 394

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Skandinavistik

Betreuerin ODER Betreuer:

O. Univ.-Prof. Dr. Sven Hakon Rossel

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1. Übersetzung	3
1.1. Mörder	3
1.2. Das Schwein	22
1.3. Teufelsintervall	35
1.4. Der Gast	42
1.5. Das Wiedersehen	45
1.6. Die Ruhestätte	54
1.7. Oscar Wildes Aufzug	64
1.8. Das Geschenk	83
1.9. Der Sämann	95
2. Über Autor und Werk und seine Platzierung in der heutigen Literatur	98
3. Bedeutung und Aufgabe der literarischen Übersetzung	104
4. Kommentare zur Übersetzungsarbeit	108
4.1. Übersetzung von Buch- und Novellentitel	108
4.2. Anrede	109
4.3. Übersetzung von Realienbezeichnungen	110
4.4. Umgang mit kulturellen Referenzen	111
4.5. Phraseologien	113
Zusammenfassung	116
Abstract	118
Literaturverzeichnis	121

Einleitung

Geschrieben steht: »Im Anfang war das Wort!«
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muss es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Dass deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, dass ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat
Und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat!

Schon Goethes Faust hatte mit wesentlichen Problemen beim Übersetzen zu kämpfen. Daran hat sich auch bis heute nichts geändert. Übersetzer weltweit, die literarische Texte von einer Sprache in eine andere übertragen, rätseln herum, bis sie die ihrer Meinung nach richtige Entsprechung gefunden haben. Eine allgemeingültige Formel für das Übersetzen gibt es nicht. Dennoch folgt das Übersetzen bestimmten Regeln, einige davon ändern sich im Laufe der Zeit, andere, die früher galten, besitzen heute noch ihre Gültigkeit. Auch wenn die Übersetzertätigkeit nach und nach an Aufmerksamkeit gewinnt, z.B. durch Preise, so ist sie doch noch weit von der Anerkennung entfernt, die sie eigentlich verdient. Übersetzungen sind allgegenwärtig, vor allem in der heutigen globalisierten Gesellschaft sind sie nicht mehr wegzudenken.

Die vorliegende Arbeit soll anhand einer norwegischen Novellensammlung einen Einblick in die Ausmaße geben, die das literarische Übersetzen erreicht hat. Es wurden neun der zwölf Novellen ausgewählt, da eine Übersetzung des gesamten Werkes den Umfang der Arbeit sprengen würde. Neben der Übersetzung des Werkes wird der Autor und sein bisheriges Schaffen vorgestellt. Dabei wird auf seine wichtigsten und meistverkauften Werke hingewiesen, sowie auf einige Literaturpreise, die er dafür erhalten hat. Rezensionen von Zeitungen und Magazinen, aber auch vergleichende Verkaufszahlen anderer bedeutender norwegischer Autoren dienen dazu, seine Stellung in der Literatur zu verdeutlichen.

Es folgt eine Ausführung über die Bedeutung der literarischen Übersetzung. Dabei wird besonders auf die Bedeutung des deutschsprachigen Buchmarktes für skandinavische Literaturen hingewiesen. Die Stellung der Übersetzungen wird im Sinne der interkulturellen

Kommunikation in Europa untersucht und die Tatsache, dass es kaum Übersetzer gibt, die von ihrer Arbeit leben können, literarische Übersetzungen aber durchaus wichtiger sind, als es vielleicht den Anschein habe, soll hier etwas ausgeleuchtet werden.

Weiters wird versucht, die Aufgaben der Übersetzer in linguistischer und kultureller Hinsicht zu erfassen. Definitionsversuche und Problemstellungen werden dargestellt, allgemeine Fragen zur Theorie der literarischen Übersetzung und Äquivalenzprobleme behandelt.

In den Kommentaren zur Übersetzung von *Oscar Wildes heis* werden schließlich ausgewählte Übersetzungsproblematiken und dazugehörige Textpassagen vorgestellt. Der derzeitige Stand der Übersetzungsforschung wird ebenfalls erwähnt, um anhand derer die vorliegende Übersetzung zu kommentieren, oder Alternativen anzubieten. Es handelt sich vor allem um allgemeine Probleme, die nicht nur auf *Oscar Wildes heis*, sondern allgemein auf übersetzte Werke zutreffen. So sollen etwa die Fragen erläutert werden, wie man mit (fremd)kulturellen Referenzen umgehen kann, was man bei der Übersetzung von Phraseologien beachten sollte, oder ob man die Überschriften lieber wörtlich oder frei übersetzen sollte.

Eine Zusammenfassung der wichtigsten Punkte der literarischen Übersetzung und des Übersetzungsvorgangs bildet schließlich den Abschluss der Diplomarbeit.

1. Übersetzung

1.1. Mörder

Als ich zwölf Jahre alt war, ist Robert mein bester Freund gewesen. Das Ganze währte einen Herbst lang, als die Schule im August begann und er neu in die Klasse gekommen war, bis der Winter Ende November kam und er wegzog.

Robert war mager und groß, größer als die meisten Anderen. Er trug ein blaues, verblasstes Hemd und eine graue Hose mit Flickern. Seine Haare waren braun und durch einen scharfen Scheitel geteilt, der ihm fast bis zum linken Ohr reichte. Nachdem er sich umgesehen hatte, so als wollte er sich versichern, wo er war, am ersten Schultag nach den Sommerferien, ich glaube es war im Jahre 1965 - ich kann mich wegen Robert noch gut daran erinnern - senkte er den Blick ebenso rasch wieder und setzte sich an den einzigen freien Tisch im Mittelgang. Er war zu klein für ihn, die Knie fanden keinen Platz unter der Tischplatte, er wirkte einen Augenblick lang total hilflos und daher auch komisch, und einige begannen leise zu lachen.

Ich lachte nicht.

Der Lehrer ermahnte sie und drehte sich zur Tafel.

Robert kam aus einer kleinen Stadt in Ostland, nicht weit von der schwedischen Grenze entfernt, und hatte die dritte Klasse wiederholt. Darum war er ein Jahr älter als ich, und viel größer. Ich fragte ihn einmal, warum er durchgefallen sei, er war nämlich nicht dumm, ganz im Gegenteil, Robert war klug, und es war nicht viel dabei die dritte Klasse zu schaffen, aber er antwortete nicht. Er zuckte nur mit den schmalen Schultern und schaute weg.

Ich fragte ihn nicht mehr danach. Wenn er es nicht sagen wollte, war es seine Sache. Ich wollte ihn auf jeden Fall nicht dazu drängen.

Die Glocke läutete, und im Schulhof sah ich, was die Sommerferien mit uns gemacht hatten. Einige standen dicht beisammen, teilten Geheimnisse, lachten, während andere, die sich näherten, nur zur Seite geschoben wurden und nicht hinein kamen in diese Kreise, ganz egal, wie sehr sie es versuchten, oder wie sehr sie es sich wünschten. Ich war natürlich einer von denen. Ich wollte es nicht einmal versuchen.

Robert stand allein am Tor, allen den Rücken zugekehrt.

Ich ging zu ihm, und es war ganz so als wüsste er, dass ich kam, da er sich plötzlich umdrehte und mich anstarrte, als ich genau hinter ihm stand. Ich blieb stehen, reichte ihm meine Hand und sagte meinen Namen.

Er zögerte, verwundert und misstrauisch, bildete ich mir ein, aber dann lächelte er endlich und nahm meine Hand.

- Ich heiße Robert, sagte er.

Nach der letzten Stunde gingen wir zusammen heim. Er wohnte in der Munkedamstraße, in einem der baufälligen Mietshäuser entlang der Eisenbahn. Ich wohnte in der Nähe von Skillebekk, in einem Gebäude mit wildem Wein, nicht weit von der Straßenbahnhaltestelle.

Wir trennten uns auf der Brücke.

- Dann bis Morgen, sagte ich.

- Ganz bestimmt, sagte Robert.

Ich ging ein Stück, bevor ich mich umdrehte.

Robert stand an der gleichen Stelle, schirmte seine Augen gegen das scharfe Licht ab und hob seinen Arm zu einem Gruß.

- Mach's gut! rief ich.

- Mach's gut! rief er.

Meine Mutter wartete gespannt auf mich, als ich heim kam.

- War es nett, deine Freunde wieder zu sehen? fragte sie.

Mein Vater fragte mich beim Mittagessen das Gleiche.

- Ja, antwortete ich.

- Hast du neue Lehrer bekommen?

Ich stocherte im Essen herum und war nicht hungrig.

- Nein. Aber wir haben einen Neuen in der Klasse.

Mutter goss Wasser in mein Glas.

- Wie heißt er denn?

- Robert.

- Robert? Woher kommt er?

- Aus Halden, glaube ich. Kann er bei uns zu Mittag essen?

Mutter sah zu Vater.

- Natürlich kann er, sagte sie. Wann immer er Lust hat.

Den Rest des Abends verbrachte ich damit, den Stundenplan zu studieren. An zwei Tagen in der Woche hatten wir eine Nullstunde, morgen und am Freitag. Dann wickelte ich alle Bücher in Papier ein. Ich dachte mir das graue wäre besser als das glatte und farbenreiche, das ich letztes Jahr benutzt hatte, und schließlich legte ich in das Federpenal

eine Liste von all meinen Freunden. Ganz oben schrieb ich *Robert*. Ich blieb für einen Moment sitzen, starrte auf den Kugelschreiber und kam nicht weiter.

Da klopfte meine Mutter an die Tür. Ich versteckte das Federpenal in der Schultasche. Sie hatte das Abendessen dabei.

- Wie heißt er noch gleich? fragte sie.
- Wer?
- Der Neue in deiner Klasse.
- Robert.
- Ich meinte seinen Nachnamen.

Ich musste nachdenken.

- Ich erinnere mich nicht genau. Hellvik, glaube ich. Robert Hellvik.

Meine Mutter stellte den Teller mit den Brotscheiben und das Milchglas auf meinen Schreibtisch.

- Robert Hellvik, ja. Hast du ihn schon eingeladen?
- Nein. Noch nicht.

Meine Mutter lächelte auf eine eigenartige Weise und lachte ein wenig.

- Noch nicht? Du hast ihn ja heute erst kennen gelernt.

Später hatte ich oft daran gedacht, was wir gemeinsam hatten, was uns so unzertrennlich machte für die kurze Zeit, die wir zusammen verbrachten. Es war wahrscheinlich unmöglich zu sagen. Denn ist es nicht so, dass man weiß, dass man eng befreundet sein wird, noch bevor man sich eigentlich gegenseitig kennt. So war es jedenfalls mit Robert und mir. Ich kann es nicht anders erklären. Wir fanden wohl etwas, als wir uns angesehen haben, am ersten Schultag nach den Sommerferien, als ob wir etwas wiedererkannten in uns selbst, eine Art Einsamkeit, die wir ebenso gut teilen konnten.

Am nächsten Morgen trafen wir uns auf der Brücke und gingen gemeinsam zur Schule. Wir hatten nichts vereinbart. Eher war es so, als ob wir wüssten, dass wir uns genau an der Stelle treffen würden, zehn nach halb acht. Wir hatten Nullstunde und der Morgen war noch kühl. Die Züge fuhren unter uns vorbei, Lokomotiven, Güterwägen. Wir gingen ein Stück, ohne etwas zu sagen. Da Robert so groß war, versuchte er einige Male sich kleiner zu machen, indem er seinen Rücken krümmte, sich fast schon gegen den Gehsteig bückte, sodass seine Schultasche einem Buckel ähnelte.

- Wer kam zuerst? fragte Robert plötzlich.
- Wohin? Amerika?
- Nein. Zur Brücke heute Morgen. Wer von uns kam zuerst?

- Warst das nicht du?

- Ich glaube, das warst du.

Ich dachte nach.

- Ich glaube, wir kamen gleichzeitig, sagte ich.

Robert richtete sich auf und lächelte.

- Das glaube ich auch.

Wir redeten nicht mehr davon und liefen das letzte Stück, da wir schon die Schulglocke hörten.

Die anderen in der Klasse lachten uns am Anfang noch aus, aber dann zog sich jeder langsam aber sicher zurück, als ob wir etwas Ansteckendes hätten. Das machte mir nichts aus, im Gegenteil, ich war daran gewöhnt, allein zu sein. Das war Robert auch, und jetzt waren wir nicht mehr länger allein. Wir wurden in Ruhe gelassen, abgesehen davon, dass die Jungen aus der Siebten ihn Kamel nannten. Sie standen in der Pause beim Trinkbrunnen und riefen es einige Male und dachten, sie wären stark oder lustig. Hallo Kamel, willst du kein Wasser? Und dann versuchten sie, uns anzuspritzen, indem sie ihre Daumen über den Strahl drückten, damit der Druck stärker wird, die Besten konnten einen Spatz auf acht Meter Entfernung treffen. Robert kümmerte sich nicht darum, so schien es. Er kehrte den Jungen nur den Rücken zu, während es von seiner Jacke tropfte, und ließ sie einfach machen. Und da kümmerte ich mich auch nicht mehr darum. Am Schluss hatten sie keine Lust mehr darauf.

Schlimmer war, dass er noch immer keinen größeren Tisch bekommen hatte. Er saß immer noch gekrümmt auf dem niedrigen Stuhl, mit den abgeknickten Beinen unter dem Tisch. Der Klassenvorstand hatte ihm bereits am ersten Tag einen neuen Tisch versprochen, und der Hausmeister arbeitete daran, aber nichts war geschehen.

Robert beklagte sich nicht.

Ich hörte nie, dass sich Robert über etwas beklagte.

Vielleicht fraß er alles in sich hinein, und dann wuchs es stattdessen in ihm, bis für nichts anderes mehr Platz war.

Ich wusste es nicht.

Ich wusste nicht, was mit Robert passierte.

Wir begannen, uns am Abend zu treffen, auf der Brücke. Manchmal kletterten wir über den Zaun und liefen die Eisenbahnlinie entlang und suchten leere Flaschen wegen des Pfandes, aber die meisten waren zerbrochen, grüne Glasscherben zwischen den fast roten Steinen. Oder wir gingen nur auf den Straßen, die finsterer und finsterer wurden, ohne dass

wir jemanden trafen. Keiner von uns sagte sonderlich viel. Robert war nicht besonders gesprächig, er mochte es wohl so, und also mochte ich es auch.

- Wir sehen uns morgen, sagte Robert, als wir wieder auf der Brücke standen.

Ich lächelte.

- Das machen wir bestimmt.

Nach einiger Zeit drehte ich mich um. Ich konnte Robert nicht mehr sehen, es war schon zu dunkel geworden, aber ich wusste, dass er immer noch dort stand.

- Machs gut! rief ich.

Und er rief aus der Dunkelheit auf der Brücke:

- Es war schön heute!

- Ja, es war schön, Robert.

Meine Mutter fragte immer wo ich gewesen war.

- Zusammen mit Robert, antwortete ich.

- Ja, das weiß ich, aber ich fragte, wo ihr gewesen seid.

- Nirgends. Wir haben nur eine Runde gemacht.

- Wo?

- Auf der Straße. Wo sonst?

Meine Mutter seufzte.

- Ist das alles, was euch einfällt? Eine Runde auf der Straße?

Es kam vor, wenn wir nicht zusammen waren, an Sonntagen, oder eher bevor ich einschlief, dass ich plötzlich eifersüchtig wurde. Eifersüchtig und ängstlich. Ich dachte, dass er vielleicht trotzdem andere Freunde hatte, die besser wären als ich oder ein Jahr älter. In Halden, wo er herkam, hatte er sicher welche. Damit kam ich nicht klar. Vielleicht sprach er deshalb so wenig, weil er sich langweilte, wenn er mit mir zusammen war.

In diesen Nächten fand ich keinen Schlaf.

Aber am nächsten Morgen stand er auf der Brücke, mit dem langen Regenmantel auf der Schultasche befestigt, auf dem krummen Rücken, auch wenn es immer noch heiter war, nur leicht bewölkt, und ich lief ihm das letzte Stück entgegen und er kam auf mich zu.

Robert machte ein Schachbrett im Werkunterricht. Ich beschäftigte mich mit einem Schneidbrett.

Eines Tages waren wir auf dem Nachhauseweg nach der letzten Stunde. Es war bereits spät im September, und die Blätter lagen verstreut die Straßen entlang. Es knisterte beinahe wenn wir auf sie traten, als ob es unter unseren Füßen brennen würde, und die Sonne schien

wieder. Vater pflegte dazu *indian summer* zu sagen, aber die Kälte vom Fjord machte das Licht scharf und schneidend. Da sagte Robert plötzlich:

- Kamel oder Dromedar?
- Was?
- Kamel oder Dromedar, wiederholte er. Antworte.

Ich verstand nicht, was er meinte, aber ich hatte keine Lust Kamel zu sagen.

- Dromedar, sagte ich.

Wir gingen einige Zeit und stampften über das Laub.

Robert begann ungeduldig zu werden.

- Jetzt bist du dran, sagte er.
- Womit?
- Mich zu fragen.

Ich überlegte.

- Schneidbrett oder Schachbrett?
- Schachbrett. Zug oder Flugzeug?

Ich war noch nie geflogen, nur mit dem Zug gefahren, einmal nach Drammen.

- Flugzeug, antwortete ich. Nacht oder Tag?
- Nacht.

Ich war ein wenig enttäuscht. Mochte er die Zeit am liebsten, zu der wir nicht beisammen sein konnten? Ich schob beide Hände in die Taschen.

- Nacht?
- Ja, Sommer oder Herbst?
- Winter.
- Gilt nicht. Du musst auf die Frage antworten.
- Herbst, sagte ich.

Wir waren fast an der Brücke angekommen und gingen bei den Straßenbahnschienen über die Straße. Wir hatten noch nie so viel miteinander geredet. Das war eine kluge Art um sich besser kennenzulernen. Ich hatte etwas Neues gelernt.

- Ist dir das eingefallen? fragte ich.
- Robert schüttelte den Kopf.
- Nein. Meinem Vater.
 - Was macht dein Vater?
 - Meine Mutter putzt die Züge der Westbahn.

Ich nahm ihn am Arm und lachte.

- Das gilt nicht! sagte ich. Du musst auf die Frage antworten.

Aber Robert riss sich los und schwieg das letzte Stück und war noch mehr gebeugt. Ich bereute, dass ich ihn genau das gefragt hatte. Er fragte mich nie über meine Eltern aus, und warum sollte er auch? Das konnte ich ebenso gut.

Er hielt an der Brücke und ich musste laufen, um ihn wieder einzuholen. Ich bemerkte, dass sich mein Mund mit einem harten, bitteren Geschmack füllte.

Robert sah mich an, es lag etwas in seinen Augen, ein Schatten.

- Mein Vater ist auf See, sagte er.

- Wo genau?

- Afrika. Vor Afrika. Aber das ist ja wohl das Gleiche.

Mir wurde wieder bange. Die Riemen der Schultasche spannten sich im Nacken.

- Hast du Lust bei uns Mittag zu essen? fragte ich schnell.

Robert sah mich nur weiter an, dann wich der Schatten aus seinem Blick und er lächelte.

- Sicher, dass ich darf?

- Ob du darfst? Klar. Hast du Lust?

- Ja.

Wir trennten uns und gingen jeder unserer Wege, ich die Straßenbahnschienen entlang und Robert zur anderen Seite der Brücke, und dort drehten wir uns wie gewohnt um.

- Heute oder morgen? rief ich.

Er richtete sich auf und sein Lächeln wurde noch breiter.

- Heute!

- Jetzt oder um fünf?

Robert zögerte einen Augenblick und ging einen Schritt zurück.

- Um fünf!

Ich freute und fürchtete mich zugleich.

Aber ich freute mich mehr und wusste nicht, wovor ich mich fürchtete.

Ich lief den ganzen Weg nach Skillebekk und traf meine Mutter vor Jacobsens Lebensmittelgeschäft. Sie stand dort mit ihrem Einkaufsroller und las die Einkaufsliste.

- Ich habe Robert gesagt, dass er bei uns essen kann, sagte ich.

Meine Mutter strich mir über die Stirn.

- Das war sehr nett. Wann denn?

Ich schaute zur Seite.

- Heute.

- Heute?

- Ja, es passte am besten.

- Du konntest ihn nicht stattdessen gestern schon einladen? Dann hätte ich mehr Zeit gehabt!

- Ich sah auf die Uhr.

- Es sind noch zwei Stunden und drei Minuten.

Mutter seufzte.

- Dann muss er sich mit Fischauflauf begnügen. Mehr schaffe ich nicht!

Robert kam pünktlich um fünf Uhr, nicht eine Sekunde zu früh oder zu spät. Ich hängte seine Jacke in den Schrank im Flur. Er blieb stehen und sah sich um, genau so wie er es am ersten Schultag in der Klasse gemacht hatte. Seine Haare waren noch schärfer gekämmt, besonders am Scheitel, und er trug eine blaue Jacke mit glänzenden Knöpfen über dem noch immer gleichen Hemd. Am Schluss musste ich ihn fast ins Esszimmer schieben, und dort gab er Mutter und Vater die Hand, verbeugte sich tief und nannte seinen Namen.

- Robert Hellvik, sagte Robert.

Wir setzten uns, jeder an eine Seite des Tisches, den meine Mutter sogar mit einem weißen Tischtuch und flackernden Kerzen gedeckt hatte, auch wenn sie behauptete, dass sie so wenig Zeit hätte. Mein Vater befestigte die Serviette zwischen den obersten Hemdknöpfen. Ich verstand nicht, warum er sie nicht einfach auf den Schoß legte, vielleicht befürchtete er seine Krawatte zu beschmutzen, und versorgte sich mit Kartoffeln. Meine Mutter reichte Robert die Koteletts, offensichtlich hatte sie auch die Zeit, um Koteletts zu braten, und er sah mich die ganze Zeit an, als wollte er wissen, ob er alles richtig machte.

Meine Mutter legte die Hände auf seine Schultern.

- Saft oder Limonade?

Und wir lachten. Das heißt, zuerst lachte ich, und gleich darauf begann Robert ebenfalls zu lachen, als er hörte, dass ich lachte. Wir schafften es kaum aufzuhören und meine Mutter sah uns verwundert an, mit einem plötzlichen unsicheren Lächeln.

- Habe ich etwas Falsches gesagt? fragte sie.

Wir schafften es weiterhin nicht zu antworten, wir lachten nur. Es war diese Art Lachen, das einige noch enger zusammenschweißt und andere außen vor lässt.

- Es ist genug jetzt, sagte mein Vater.

Wir schwiegen. Robert senkte den Blick, er war rot im Gesicht, und einen Augenblick lang war alles still, während meine Mutter auf die Antwort wartete.

Saft oder Limonade.

- Limonade, flüsterte Robert.

- Limonade, sagte ich.

- Und nimm auch ein Lagerbier für mich mit, sagte mein Vater.

Meine Mutter ging hinaus in die Küche und kam mit den Flaschen zurück.

Wir aßen einige Zeit und sprachen nicht mit vollem Mund.

Vater legte das Besteck zur Seite, nahm die Serviette und wandte sich an Robert.

- Was arbeitet dein Vater, Robert? fragte er.

Robert sah mich wieder einen Augenblick an.

- Er ist auf See.

- Auf See? Und was macht er auf See?

Vater lachte laut.

Mutter schüttelte den Kopf und seufzte. Hatte sie ihm das falsche Bier gebracht?

Ich reichte die Platte mit den letzten Koteletts weiter.

- Steuermann, sagte Robert.

Ich wusste nicht, was mein Vater eigentlich machte, aber er war auf jeden Fall Angestellter in einer Versicherungsgesellschaft, hatte ein eigenes Büro und eine eigene Schreibmaschine und jedes Mal zu Weihnachten bekamen wir einen Kalender und einen Schlüsselanhänger, auf dem ein selbstleuchtendes Emblem mit der Inschrift *Die Zeit vergeht, die Wechelseitige besteht* befestigt war. Mein Vater hatte eine ganze Schublade voll mit denen. Es gab mehr Schlüsselanhänger als Schlüssel bei uns.

- Und in welchen Gewässern befindet sich dein Vater jetzt?

Ich sah zu Robert, der einen Augenblick stumm dasaß und auf seinen Teller starrte, wo das Fett der Koteletts dabei war steif zu werden, und ich wollte für ihn antworten, ich wusste es ja, aber er kam mir zuvor.

- Argentinien. Vor Argentinien.

- Das ist wohl Walfang, worauf er aus ist, oder?

- Ja, Walfang.

- Für welche Reederei segelt er?

Robert trank von der Limonade.

- Wilhelmsen.

- Wilhelmsen? Du meinst wohl Jahre? Falls es Walfang ist?

- Ja, Jahre. Er segelte für Wilhelmsen vorher. Afrika.

- Das ist großartig, sagte mein Vater. Gäbe es den Walfang nicht, könnte Mutter nicht die Koteletts in Fett tunken!

Meine Mutter hatte sogar die Zeit gehabt um Apfelmus als Dessert zu machen. Es war warm und beinahe so fest wie Gelee. Robert aß mindestens drei Portionen. Das gefiel meiner Mutter. Sie lächelte.

- Du kommst also aus Halden? fragte sie.

Robert sah rasch auf.

- Ja.

- Das ist fast im Ausland, sagte meine Mutter.

- Ausland?

- Schweden, meine ich. Fühlst du dich wohl in der Stadt?

Ich mochte nicht, dass sie so viel fragten. Was hatten sie damit zu tun? Sie fragten mehr als ich.

Robert sah zu mir.

- Ja, sagte er.

Ich war schon lange fertig mit dem Apfelmus, meine Mutter und mein Vater ebenfalls, aber Robert versorgte sich mit noch einem Gang und das war keine kleine Portion. Ich tippte auf ungefähr sechzig Äpfel, die es für das ganze Mus gebraucht hatte. Meine Mutter musste ein Lächeln hinter ihrer Hand verbergen, und am Ende schabte er den Teller mit dem Löffel ab, sodass er nachher nicht mehr besonders abgewaschen werden musste. Robert war in seiner eigenen Welt, aber plötzlich bemerkte er, dass wir auf ihn warteten, ließ den Löffel los und stand jäh auf, stieß beinahe den Stuhl um und ragte über den Tisch mit der weißen Tischdecke, hoch, satt und verlegen.

- Vielen Dank für das Essen, sagte er. – Das Beste das ich je hatte.

Meine Mutter zeigte ihr ganzes Lächeln.

- Das war sehr schön gesagt von dir.

Robert wollte den Tisch verlassen.

- Und jetzt möchte ich mich im Namen meiner Mutter bedanken, dass ich kommen durfte.

Sehr schön, sagte mein Vater.

Ich stand ebenfalls auf und blies die Kerzen aus.

Aber es wurde dadurch nicht dunkler.

Anschließend saßen wir in meinem Zimmer, und Robert sah sich wieder um. Er hatte also diese Angewohnheit sich umzusehen, und jetzt ließ er seinen Blick langsam wandern, vom Bücherregal zum Plattenspieler, vom Fenster zum Kalender über dem Schlafsofa, 11. Oktober, vom Radio zu der Photographie an der Wand neben der Tür, die meine Mutter,

meinen Vater und mich, in einem Garten im Sommer zeigte. Die scharfen Schatten bewiesen, dass die Sonne an diesem Tag schien. Hier drin machte er keinen Hehl daraus. Er saß da mit großen Augen, fast schon gaffend, und ich wusste plötzlich nicht, ob ich stolz oder peinlich berührt sein sollte.

- Wahrheit oder Lüge? fragte ich.

Robert machte den Mund zu und drehte sich zu mir.

- Lüge, sagte er. Sehen oder hören?

- Hören. Beatles oder Stones?

Robert lächelte.

- Beatles.

Aber ich dachte mir, dass er bereits gesehen hatte, dass ich nichts von den Stones hatte, und das machte mich froh, weil er vielleicht deshalb Beatles geantwortet hat. Dass er das vielleicht meinetwegen gesagt hat. Ich war nicht peinlich berührt, ich war stolz, und wir spielten ihre letzte Single zwei Mal.

In der Stille, die darauf folgte, fragte ich:

- Wann kommt dein Vater heim?

Robert zuckte nur mit den Schultern und stand hastig auf.

- Ich muss jetzt gehen, sagte er.

Und ich stand am Fenster oben im Zimmer und sah Robert, der rasch über die Straße ging, ohne sich umzudrehen.

Meine Mutter legte ihre Hände auf meine Schultern.

- Das war ein höflicher Junge, sagte sie.

- Ja.

- Du darfst ihn gerne wieder einladen.

- Ja.

- Aber zuerst muss er dich einladen.

- Warum?

- Weil es sich so gehört, sagte Mutter.

Sie schaute ihm nach und lachte leise.

- Du kannst froh sein, dass du nicht so groß bist!

- Er musste die Dritte wiederholen, sagte ich.

Ich bereute schnell, dass ich das gesagt hatte. Das war genau so, als würde ich Robert verraten, der im gleichen Augenblick an der Ecke der Straßenbahnhaltestelle verschwand, an der niemand wartete.

Mein Vater hatte das auch gehört, er faltete die Zeitung zusammen und wendete sich uns zu.

- Ah, warum denn? Er wirkte wie ein aufgeweckter Junge.

- Das weiß ich doch nicht!

Es dauerte einige Zeit, bis ich an diesem Abend einschlafen konnte. Ich lag stattdessen wach da und dachte daran, wer Robert eigentlich war. In der Dunkelheit wiederholte ich seine Antworten. Ich erinnerte mich so gut an sie wie an meine eigenen: Schachbrett, Nacht, Limonade, Beatles, Lüge. Aber die letzte Antwort verwirrte mich, weil wenn alles gelogen war, meinte er vielleicht das Gegenteil von alldem, was er gesagt hatte. Vielleicht war es aber auch nur eine Lüge, dass er die Lüge vorzog.

Es war noch nicht einmal sicher, dass er aus Halden kam.

Und wer war ich? Ich war ein Dromedar, ein Flugzeug, Herbst, Limonade und das Gehör.

Ich entschloss mich auf jeden Fall, eine Platte der Rolling Stones zu kaufen.

Und während ich schlief, wusste ich wer Robert war.

Er war mein bester Freund.

Am nächsten Morgen wartete er wie üblich an der Brücke.

Auf dem Weg zur Schule begann es zu regnen.

Wir haben keinen Turnunterricht mehr draußen.

Es regnete für drei Wochen. Die Straßen wurden zu Flüssen, Straßenbahnen entgleisten, die Post kam nicht weiter und mein Vater musste Überstunden schieben im Büro der Versicherungsgesellschaft. Dann war es plötzlich aus. Es passierte an einem Samstag, Robert und ich waren auf dem Heimweg von der Schule, in Gummistiefeln und Südwester, und plötzlich schoben sich die Wolken zur Seite, ein enormes Licht schien aus allen Richtungen, der Himmel war tief und blau und alles wurde ganz still.

Robert hielt an und sah zu mir.

- Hast du heute Abend etwas vor?

Endlich würde er fragen.

Ich schüttelte mehrere Male den Kopf.

- Natürlich nicht.

- Meine Mutter fragte, ob du heute bei uns Essen willst.

Ich war froh, aber trotzdem enttäuscht. Warum sagte er das genau so, dass es seine Mutter war, die gefragt hatte? Wollte er selbst nicht, dass ich komme und bei ihnen esse?

- Ja, gerne, sagte ich.

- Fünf Uhr. Passt das?

- Klar.

Robert lächelte.

- Klar, wiederholte ich.

Ich lief zwischen dem Licht auf den leeren Straßen nach Hause. Es waren noch vier Stunden und drei Minuten, bis ich dort wäre, weil wir am Samstag früh aus haben. Die Zeiger, selbst der Sekundenzeiger auf meiner wasserdichten Armbanduhr, bewegten sich genauso langsam wie der Kalender über dem Bett, der November hing in seiner ersten Woche unter einem Bild von einem Haus, das in Flammen stand.

Aber pünktlich um fünf Uhr, weder zu früh oder zu spät, läutete ich bei Robert.

Er öffnete noch bevor ich den Finger vom Knopf nehmen konnte, als wäre er die ganze Zeit neben der Tür gestanden, um zu hören, wann ich komme.

Sie wohnten im Erdgeschoss.

Es roch nach mehreren Mahlzeiten im Treppenhaus.

Robert ließ mich hinein.

Es gab im Vorzimmer keinen Platz, an den ich meine Jacke hängen konnte. Die Kleider lagen in einem Haufen auf dem Boden. Ich legte sie dorthin, auf Roberts Regenjacke.

Ich hatte Aurlandsschuhe¹ in einem Beutel mit und trug einen Blazer mit sechs Knöpfen.

Robert wartete bis ich fertig war.

Dann folgte ich ihm in die Küche.

Seine Mutter stand am Herd, mit dem Rücken zu uns, und drehte sich schnell um. Sie war ziemlich klein, zierlich, fast schon zerbrechlich. Sie trocknete rasch die kleinen Hände mit der blauen Schürze und ich dachte, dass sie das wäre, die die Züge der Westbahn putzte, Lokomotiven, Güterwägen, erste Klasse und zweite Klasse, und als sie mir die Hand reichte erkannte ich, dass sie etwas danach roch, ich dachte es wäre Kampfer. Ihre Bewegungen waren schnell und nervös. Robert hatte ihre großen Augen, derselbe Blick, der mich endlich traf.

Ich verbeugte mich und nannte meinen Namen.

Ihre Hand war glatt und nachher rochen meine Finger ebenfalls nach Kampfer.

Aber das war nicht alles, was ich zunächst bemerkt hatte.

Ich bemerkte die Torte, die in der Mitte des Küchentisches stand. Dreizehn Kerzen steckten in der Creme und die kleinen Flammen tanzten im Wind der vom Fenster her kam,

¹ Eine Art Mokassins, die in Aurland hergestellt werden.

durch das man die Eisenbahnschienen sehen konnte. Es war für drei Personen gedeckt, mit Desserttellern, kleinen Gabeln, Tassen und weißen Papierservietten.

Wir setzten uns.

Robert holte Luft und blies alle Kerzen auf einmal aus.

Warum hatte er nicht gesagt, dass er Geburtstag hat? Ich hätte ein Geschenk für ihn mitnehmen sollen, eine LP der Rolling Stones, oder etwas anderes, großzügiges. Etwas, das zeigen konnte, wer ich war, nämlich sein bester Freund.

Seine Mutter nahm die Schürze ab und goss Kakao in die Tassen.

Robert entfernte die Kerzen und legte ein Tortenstück auf jeden Teller.

- Du kannst auch etwas Sahne in den Kakao haben, sagte seine Mutter.

Ein Zug fuhr unter uns vorbei. Ich konnte das schwache Rütteln spüren, als ob das ganze Gebäude für einen Augenblick schwanken würde.

Niemand sagte etwas.

Ich steckte eine Hand in die Hosentasche und löste vorsichtig die Schlüssel vom Ring. Dann versteckte ich beide Hände hinter meinem Rücken.

- Norden oder Süden?

Aber Robert antwortete nicht. Er sah stattdessen zu seiner Mutter, die ihre Tasse laut abstellte, und ich wusste, dass ich etwas Falsches gesagt hatte, ich wusste nur nicht, was es war.

Ich legte den Schlüsselanhänger vor ihn auf das glatte Wachstuch.

- Alles Gute zum Geburtstag.

- Danke.

- Ich habe es nicht mehr geschafft ihn einzupacken.

- Das macht nichts.

Robert hielt den Anhänger mit beiden Händen und sah, dass er von selbst in der Dunkelheit zwischen seinen Fingern leuchtete.

- Woher hast du den? fragte seine Mutter.

- Mein Vater arbeitet für die Versicherungsgesellschaft.

- Tut er das?

- Er versichert Menschen. Wenn ein Unglück geschieht.

Robert drehte einen Schlüssel in den Ring.

Seine Mutter goss mehr Kakao in meine Tasse.

- Du meinst wohl *bevor* ein Unglück geschieht.

- Ja. Bevor.

Robert sah auf zu mir.

- Was ist das größte Unglück, das passieren kann?

Und da läutete es an der Küchentür.

Roberts Mutter blieb sitzen. Es war, als würden ihre Bewegungen einfrieren, in Linoleum und Wachs.

Robert steckte den Schlüssel in die Tasche.

Es läutete wieder.

Endlich stand seine Mutter auf, ging zur Küchentür, löste die Sicherheitskette und öffnete.

Und ich konnte sehen, wie sie sich aufrichtete und zusammensank, zwei gegensätzliche und unmögliche Bewegungen.

Ein Mann stand draußen in dem dunklen Treppenhaus.

Ich hörte Roberts Mutter sagen:

- Du?

Dann ließ sie ihn herein.

Es war Roberts Vater.

Ich weiß nicht genau, was ich mir erwartet hatte, vielleicht einen sonnengebräunten, muskulösen Skipper in einem kurzärmeligen, weißen Hemd, das am Hals offen war, weil dort, woher er auch kam, war noch Sommer, aber dieser Mann war grau wie eine Milchflasche. Das dünne Haar hatte er nach hinten gekämmt, und er zog den langen, abgenutzten Mantel nicht aus, der ihm fast bis zum Boden reichte, nur die Handschuhe.

Er zeigte auf Robert.

- Glaubst du, ich hätte deinen Geburtstag vergessen?

Robert stand auf. Er war größer als sein Vater, der den Kopf in den Nacken legte.

- Oh Mann, sagte er.

Sie standen für einige Sekunden still da. Es war so, als ob ich gar nicht da wäre. Ich war unsichtbar geworden. Es waren nur sie da. Wer würde den anderen zuerst umarmen?

Roberts Vater nahm stattdessen beide Hände hinter den Rücken.

- Rechts oder links? fragte er.

Robert drehte sich weg zu seiner Mutter hin, es lag etwas in seinem Blick, etwas Flehendes, aber sie sah niemanden an, sie sah nur aus dem Fenster, wo das einzige, was man sehen konnte, die Dunkelheit war.

- Rechts oder Links? wiederholte er.

- Links.

Sein Vater behielt die Hände weiterhin hinter dem Rücken. Er wirkte plötzlich unglücklich.

- Hast du es vergessen?

Robert wurde noch unruhiger.

- Nein.

Sein Vater schaute ihn nur weiter an.

- Dann sag doch etwas.

- Torte oder Kakao?

Sein Vater lachte laut.

- Torte! Schwarz oder weiß?

- Schwarz. Taxi oder Straßenbahn?

- Taxi! Jetzt oder nie?

Roberts Mutter stellte einen neuen Teller auf den Tisch und es war, als ob er ein Magnet wäre, der augenblicklich die Aufmerksamkeit des Vaters auf sich zog.

- Was ist das?

- Kannst du ihm nicht einfach sein Geschenk geben und damit aufhören! sagte sie.

Und Robert flüsterte:

- Jetzt.

Sein Vater versuchte zu lächeln.

Ja, das wäre eine linke Torte in einem schwarzen Taxi.

Und endlich gab er Robert sein Geschenk, der das graue Papier aufriss, in das es eingepackt war.

Es waren Schachfiguren.

- Danke, sagte Robert.

- Ich habe sie selbst gemacht.

Sein Vater setzte sich und Robert legte ein Tortenstück auf seinen Teller. Dann, erst als er das ganze Stück gegessen und alle Krümel mit der kleinen Gabel aufgekratzt und sich die Finger mit der weißen Serviette abgewischt hatte, schaute er zu mir.

- Und hier ist die Party, sagte er.

Ich reichte ihm meine Hand und stellte mich vor.

Sein Vater nahm sie nicht entgegen.

Er drehte sich stattdessen zu seinem Sohn.

Die schwarzen und weißen Figuren standen auf der glatten Tischdecke zwischen den Tassen.

- Hast du dein Brett fertig?

- Bald.

Robert stellte noch ein Stück auf seinen Teller.

Seine Mutter blieb mit verschränkten Armen beim dunklen Fenster stehen.

Der Vater begann wieder zu essen, er saß da in seinem langen Mantel und aß Sahnetorte, aber plötzlich hielt er inne, ließ die Gabel fallen, hielt sich mit beiden Händen den Magen, seine Stirn war schweißgetränkt, Sahne war auf seinen Lippen, und in seine Augen trat ein wildes Gemisch aus Trauer und Wut. Dann stürzte er zum Waschbecken und erbrach sich, wieder und wieder, und am Ende sank er auf die Knie, beugte sich über den Boden und schluchzte und spuckte.

Robert drehte sich zu seiner Mutter.

Ich berührte seine Hand.

- Du musst jetzt gehen.

Er folgte mir ins Vorzimmer. Ich nahm meine Jacke und wechselte die Schuhe.

Da sagte Robert, leise, und ich musste ganz nahe bei ihm stehen, um zu hören, was er sagte:

- Du sagst auch nichts?

Ich schüttelte den Kopf und er schloss die Türe langsam hinter mir.

Draußen vor dem Treppenhaus stand ein Polizeiauto. Zwei Polizisten warteten auf dem Gehsteig. Der eine hatte einen Schäferhund an der Leine. In den Fenstern, zu beiden Seiten der Straße, konnte ich Gesichter hinter den Vorhängen erkennen, all die neugierigen Blicke, die keinen Hehl daraus machten.

Ich lief den ganzen Weg heim.

Meine Eltern saßen im Wohnzimmer und warteten.

Sie wirkten besorgt, fast schon ängstlich. Mutter hatte geweint, ihre Wangen waren angeschwollen und rot, Vater zündete sich eine Zigarette an, es lagen mehrere Stummel im Aschenbecher vor ihm auf dem Tisch.

- Setz dich, sagte er.

Ich setzte mich zwischen sie aufs Sofa.

- Bist du bei Robert gewesen? fragte meine Mutter

Das wusste sie doch. Warum fragte sie mich das?

Ich nickte.

- Ja. Wo sonst?

Meine Mutter schwieg und sah stattdessen zu meinem Vater. Er nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette.

- Wir möchten, dass du dich von diesem Robert fernhältst, sagte er.

Mir war, als würde ich nach hinten fallen, als würden mich diese Worte weiter und weiter umstoßen.

- Fernhalten? Wieso?

Mutter legte ihre Hände auf meine.

- Du hast gehört, was dein Vater gesagt hat.

- Aber wieso?

Meine Mutter sah wieder zu meinem Vater. Er dämpfte die Zigarette im Aschenbecher aus und die Glut breitete sich um seine Hand aus.

- Weil sein Vater ein Mörder ist.

- Mörder?

- Er erschlug vor vier Jahren einen Mann.

Mutter sagte schnell:

- Er hatte getrunken. Und er erschlug einen Mann.

Ich zog die Hände zu mir zurück und schaffte es gerade noch zu reden.

- Woher wisst ihr das?

Vater zog eine neue Zigarette aus der blauen Packung und klopfte das eine Ende an seine Handfläche.

- Alle wissen es.

In der Flamme des Streichholzes sah ich, dass die Finger von meinem Vater gelb waren, beinahe schon braun.

Ich stand auf.

- Robert hat nichts gemacht! rief ich. Robert hat nichts gemacht!

Mutter stand ebenfalls auf.

- Es ist spät. Wir reden morgen weiter.

- Ich will nicht mehr darüber reden!

Vater blies den Zigarettenrauch aus.

- Tu was deine Mutter sagt. Geh und leg dich hin.

Und ich ging und legte mich unter den Kalender mit der Katastrophe bei jedem einzelnen Monat.

Aber am Morgen stand ich nicht auf. Ich lag und wartete darauf, dass etwas geschieht. Es geschah nichts.

Mutter öffnete die Tür.

- Bist du krank? fragte sie.

Ich drehte mich zur Wand. Meine Mutter kam näher, ihre Stimme bebte. Ihre Worte waren kaum zu hören.

- Es ist gestern auch nichts passiert?

- Nein, was sollte auch?

- Ich frage nur.

Sie wollte die Vorhänge wegziehen.

Ich setzte mich im Bett auf.

- Lass das! Hörst du? Lass das!

Ich schrie fast.

Mutter ließ die Vorhänge los und ein Lichtstrahl, schmaler als ein Schwert, teilte ihr Gesicht entzwei.

- Du musst uns auch verstehen, flüsterte sie.

Dann ließ sie mich in Ruhe.

Ich blieb liegen, bis man den Sonntag auf dem Kalender durchstreichen konnte.

Und Montag morgen wartete ich wieder an der Brücke.

Robert kam nicht.

Ich wartete bis schon fast keine Zeit mehr war, fast bis es läutete, aber Robert kam immer noch nicht.

Und während ich da an der Brücke stand, ungeduldig und ängstlich, begann es zu schneien. Der Schnee fiel überall hin und der Wind blies ihn in Wehen den Zaun entlang und diese weißen Wände bekamen Risse und fielen zusammen, als ein Zug vorbei fuhr, direkt unter mir, wie ein schwarzer, bebender Lärm in der Stille.

Der Schnee fiel weiter und meine Hände wurden schwer und kalt.

Also musste ich alleine zur Schule gehen, so wie ich es immer getan hatte, bevor Robert in die Klasse kam.

Sein neuer Tisch, höher als alle anderen, war endlich gekommen. Aber er blieb leer für den Rest des Tages und in der letzten Stunde trug ihn der Hausmeister wieder hinaus.

Ich erinnerte mich an das Letzte, was mir Robert gesagt hatte, das einer Bitte gleichkam:

Du sagst auch nichts?

Ich sah Robert nie wieder.

Sie sind an einen anderen Ort gezogen, wo sie niemand kannte, so wie sie auch hier niemand gekannt hatte, als sie hergezogen waren.

1.2. Das Schwein

Asbjørn Hall wurde am vierten Dezember 2003 für eine Darmoperation in ein Krankenhaus in Oslo eingeliefert, eine eher unangenehme Sache auf die sich niemand freut. Aber Asbjørn Hall war 78 Jahre alt und zuvor noch nie krank gewesen, abgesehen von schlichten Beschwerden wie Erkältungen, Zahnschmerzen und den einen oder anderen Kater. Darum sah er ein, dass er früher oder später mit soetwas rechnen musste. Das war nicht so zu verstehen, dass er es als Strafe ansah für ein langes und gottloses Leben, nein, Asbjørn Hall war nicht metaphysisch veranlagt, es lag einfach in der Natur der Sache. Sie graben nur den Mist aus ihm heraus während er bewusstlos ist, nähen seinen Hintern zusammen und schicken ihn so schnell wie möglich nach Hause mit einem Verband auf dem Magen, vier Packungen Schmerztabletten und einer Gebrauchsanweisung.

Asbjørn Hall beklagte sich nicht.

Er hatte sich nie beklagt.

Seit drei Tagen lag er allein in einem Zweibettzimmer und wurde nach allen Regeln der Kunst von drei Krankenpflegern versorgt, Marte, Gunn und Trond. Alle waren jünger als sein einziges Kind. Er mochte Marte am meisten. Sie war die jüngste und sprach die Dinge aus, so wie sie waren.

Am Abend lauschte er den Weihnachtsliedern von außerhalb.

Aber worauf er am meisten Wert legte, war eine Zeichnung an der Wand, eine Kinderzeichnung von einem munteren Schwein, das eingerahmt direkt vor ihm hing.

Asbjørn Hall konnte stundenlang daliegen und die Zeichnung betrachten. Es bereitere ihm ganz einfach Freude. Das war nicht schwer, musste er einräumen, er war derzeit leicht zu unterhalten, aber etwas an diesem Schwein, es hatte einen Extra-Ringel in seinem Schwanz, machte ihn leicht ums Gemüt und umgänglich, und darum war er auch in der Lage zu vergessen, dass die Chancen, diesen Eingriff zu überleben, wenn man sein Alter in Betracht zog, ebenso gering, oder ebenso groß waren wie die, dass er dabei sterben könnte.

Vielleicht war es auch nur seine eigene Kindheit, die er plötzlich in diesen einfachen Strichen erkannte.

Jetzt werde nicht sentimental, dachte Asbjørn Hall.

Dann war die Zeit gekommen.

Am vierten Morgen, um 7:30 Uhr, wurde Asbjørn Hall in den Operationssaal geschoben, wo sie sich mit ihm acht Stunden lang abmühten, danach war er einen Tag unter Beobachtung gelegen, in einem klinischen, weißen und traumlosen Schlaf, bevor er endlich wieder in seinem Zweibettzimmer aufwachen konnte.

Da war er nicht mehr länger allein. Es war eine Schirmwand zwischen den Betten aufgestellt und von der anderen Seite her hörte er leise Stimmen, Männer, die in einer fremden Sprache redeten, von der er annahm, dass sie pakistanisch sei, Urdu.

Aber das war nicht das, was Asbjørn Hall beschäftigte. Er hatte nichts gegen etwas Gesellschaft.

Und ganz bestimmt dachte er nicht viel an den Krampf in seinem Körper, als wäre er ein wenig zu fest zusammengeknüpft worden.

Es war etwas anderes, das ihn verwunderte.

Das Bild an der Wand war weg.

Sein Schwein hing nicht mehr dort.

Das einzige was noch da war, war der Haken an dem es gehangen hatte.

Und Asbjørn Hall, der niemals die Angewohnheit hatte sich zu beschweren, ganz im Gegenteil, er hatte das Meiste immer runtergeschluckt, und ganz besonders hatte er es nie gemocht, jemanden um einen Gefallen zu bitten, zog fest an der weißen Schnur, die Lampe über der Tür leuchtete rot auf und gleich darauf kam eine der Krankenschwestern, die, welche Marte hieß. Sie lächelte als sie sah, dass Asbjørn Hall bereits aufrecht im Bett saß.

- Haben Sie mich so sehr vermisst? fragte Marte.

Sie lachte und goss mehr Saft in sein Glas.

- Wo ist das Bild? fragte Asbjørn Hall.

- Bild? Welches Bild meinen Sie?

Sie drückte ihn vorsichtig ins Bett zurück und ordnete ein wenig die Bettdecke um ihn.

Asbjørn Hall zeigte auf die Wand.

- Das Bild, das da hing. Von dem Schwein. Wo ist es?

Aber jetzt wurde Marte ausweichend.

- Damit wollen wir uns jetzt nicht rumquälen, Asbjørn. Das Wichtigste ist, dass die Operation gelungen ist und Sie in guter Verfassung sind.

- Wo ist das Schwein? wiederholte Asbjørn Hall.

Marte wischte sein Gesicht ab und richtete sich auf.

Der Arzt kommt in einer Stunde zur Visite, sagte sie.

Und Marte ging.

Bald verließ auch die pakistanische Familie das Zimmer, drei Männer mit offenen weißen Hemden, und drei Frauen, wahrscheinlich eine Mutter und zwei Töchter, alle mit einem schwarzen Schal bedeckt.

Es wurde ganz still.

Asbjørn Hall konnte nicht einen Laut von der anderen Seite des Schirms hören. Er fand es unangenehm, jetzt wo sie zu zweit waren.

Endlich sagte er, laut:

- Mein Name ist Asbjørn Hall.

Lange war es wieder still.

Dann sagte Asbjørn Hall:

- Willkommen. Ich bin gerade am Hintern operiert worden. Was fehlt Ihnen?

Wieder bekam er keine Antwort. Vielleicht verstand der neue Patient kein Norwegisch, oder er mochte einfach nur in Ruhe gelassen werden, es konnte aber auch sein, dass er schlief, bewusstlos von allen möglichen Tabletten.

Asbjørn Hall wollte jedenfalls unter keinen Umständen Druck ausüben, wenn die Dinge so standen.

Er hatte außerdem ganz Anderes im Kopf.

Er schloss die Augen und dachte an das Schwein.

Zwei Stunden später war die Visite da.

Der junge Arzt schaute auf Asbjørn Halls Vorder- und Rückseite und als er endlich damit fertig war, setzte er sich auf die Bettkante und wurde kameradschaftlich.

- Jetzt können Sie endlich wieder Sauerkraut essen und Aquavit trinken so viel Sie wollen, sagte er.

- Danke.

- Und wie geht es Ihnen sonst?

- Ich bin sehr unzufrieden.

- Wir sind gewissermaßen in der gleichen Branche, Asbjørn.

- Was meinen Sie?

- Nadel und Zwirn. Sind Sie nicht Schneider?

- Ich arbeitete bloß außen an den Kunden herum.

- Da haben Sie recht. Unzufrieden womit?

- Ein Bild wurde aus dem Zimmer entfernt, sagte Asbjørn Hall.

- Ja, eine der Krankenschwestern hat es erwähnt.

- Und ich möchte das Bild gerne zurück haben. Baldigst.

Dieser junge, und jetzt so überschwängliche Mann, der vor einigen Stunden noch die Reste von Asbjørn Halls Leben in seinen Händen gehalten hatte, sah ihn lange an.

- Sind Sie vornehmlich an Kunst interessiert? fragte er am Ende.

Asbjørn Hall wurde für einen Augenblick in tiefe Verlegenheit gebracht, und das machte ihn wütend, weil er sich auf nichts anderes berufen konnte, als darauf, dass dieses kleine Bild etwas in ihm geweckt hatte, war es Freude, eine Erinnerung, vielleicht gab es ihm sogar Trost, und er sagte genau das.

- Ich hatte große Freude an diesem Schwein, sagte Asbjørn Hall.

Der Arzt blätterte in seinen Papieren.

- Sie werden nicht länger als drei Tage hier sein. Sie kommen auch ohne das Schwein zurecht, oder?

Asbjørn Hall lachte nicht.

- Ich möchte das Zimmer lieber so verlassen, wie ich es vorfand, sagte er.

Der Arzt seufzte extra tief und stand auf.

- Wir werden sehen, was wir tun können.

Die Visite ging weiter.

Und Asbjørn Hall wartete.

Nichts passierte. Er starrte nur auf die leere Wand vor sich und den stumpfen, schiefen Haken. Es war immer noch still auf der anderen Seite des Schirms, als ob derjenige, der dort lag, bereits tot war. Es wurde Nacht. Aber Asbjørn Hall fand überhaupt keinen Schlaf und musste um eine weitere Pille bitten. Als er am nächsten Morgen erwachte, hing ein anderes Bild an der Wand.

Es war ein Elch im Sonnenuntergang.

Dieser Elch, der in einem Teich tief im Wald stand und sein Geweih gegen die letzten Sonnenstrahlen hob, war weder Trost noch Freude, es war eher ein reproduzierter Hohn, der Asbjørn Hall, den alten Schneider, an seine eigene Gebrechlichkeit erinnerte, an den bitteren Geschmack des Lebens, wenn es sich dem Ende zuneigt.

Er zog an der Alarmschnur und glücklicherweise war es Marte, die kam.

Sie sah ihn sofort ganz besorgt an.

- Haben Sie heute Nacht schlecht geschlafen, Asbjørn?

- Schauen Sie, sagte er.

Marte drehte sich zum Elch und schüttelte lange ihren Kopf.

- Das ist sicher schrecklich, flüsterte sie.

- Warum haben die nicht stattdessen das Schwein aufgehängt? fragte Asbjørn Hall.

Marte setzte sich an die Bettkante und gab ihm etwas Saft.

- Ich denke, Sie sind ein Gewohnheitsmensch.

Asbjørn Hall nahm ihre Hand und hielt sie fest.

- Selbstverständlich bin ich ein Gewohnheitsmensch!

- Aber Sie dürfen nicht zu einem Menschen mit schlechten Gewohnheiten werden,

Asbjørn.

- Fangen Sie nicht auch noch damit an! Könnte jemand so nett sein und mir sagen, was mit dem Schwein passiert ist!

- Pst! Aslam schläft.

- Wer?

Marte nickte zur Schirmwand.

- Ihr Kamerad.

- Er ist nicht mein Kamerad.

- Er ist sehr alt und krank.

- Das bin ich auch.

- Sie sind sehr alt und gesund. Er wird heute operiert.

- Na und?

Marte war für einen Moment still, während sie vorsichtig ihre Hand zurück zog.

- Seine Familie bat darum, das Schwein zu entfernen.

Asbjørn Hall zog Marte näher zu sich.

- Warum?

Jetzt sprach sie noch leiser.

- Sie sind Muslime, wissen Sie.

Beide drehten sich zur Schirmwand, wo es so still war wie zuvor.

- Aber mich hat niemand gefragt, flüsterte Asbjørn Hall.

- Es steht in ihrem Buch. Das mit den Schweinen.

Und genau das war zu viel für Asbjørn Hall. Das war der Tropfen, wie es so schön heißt, der das Fass zum Überlaufen brachte. Und während es überlief ergriff er wieder Martes Hand.

- Darf ich um zwei Dinge bitten?

Marte nickte.

- Dass Sie augenblicklich den Elch entfernen und mir ein Telefon bringen.

- Dafür müssen Sie mich zuerst loslassen.

Asbjørn Hall ließ sie los, und Marte nahm den Elch mit und kam mit einem Telefon zurück. Er hatte so eines noch nie benutzt, und sie musste ihm erst erklären, wie es funktionierte. Er wusste, wen er anrufen wollte, aber er wusste nicht, welche Nummer er zu wählen hatte, und eine große Verzweiflung erfüllte ihn, Verzweiflung und Verlegenheit und Widerwille. Er ließ das Telefon auf den Boden fallen und konnte jetzt ebenso in den Tod gehen und in Frieden ruhen, das wäre wohl das Beste.

Marte hob das Telefon auf.

- Was ist los, Asbjørn? Haben Sie Schmerzen?

Ja, Asbjørn Hall hatte Schmerzen, mehr Schmerzen als er seit langer Zeit hatte.

- Können Sie die Nummer einer Mona Hoff suchen?

- Mona Hoff? Sicher. Darf ich fragen, wer das ist?

Marte lächelte ihn verschmitzt an, während sie die Auskunft anrief.

- Sie ist meine nächste Angehörige.

- Angehörige? Wir wussten gar nicht, dass Sie Angehörige haben.

- Ich wollte keine Unannehmlichkeiten bereiten, sagte Asbjørn Hall.

Marte sprach ins Telefon, wählte noch eine Nummer und reichte es ihm.

Und plötzlich war sie dran.

- Hier Mona Hoff.

Asbjørn Hall musste die Hand wechseln, er war solche Apparate nicht gewohnt, er war es nicht gewohnt, ihre Stimme zu hören, und sie wiederholte sofort ihren Nachnamen, ungeduldig, beinahe aggressiv, sie hatte keine Zeit zu verlieren, alles war, wie gesagt, wie immer.

- Hier ist Mona Hoff. Mit wem spreche ich?

- Asbjørn.

- Wer?

- Dein Vater.

Es wurde still, nicht lange, nur für die Sekunden, die es brauchte um Luft zu holen, die Augen zu schließen und sie wieder zu öffnen.

- Hallo Vater.

- Hallo.

- Von wo rufst du an? Das ist nicht deine Nummer.

- Aus dem Krankenhaus.

Asbjørn Hall sah zu Marte, die an der nackten Wand stand und nickte, während sie so tat, als würde sie nicht mithören.

- Bist du im Krankenhaus, Vater?
- Offensichtlich bin ich das.
- Warum um Himmels Willen hast du nichts gesagt?

Es war sie, die ihn beschuldigte.

- Es hat sich nicht ergeben, sagte er.
- Ich möchte jetzt nicht streiten, Vater.
- Ich streite nicht.
- Es ist doch nichts Ernstes, oder?
- Kannst du nicht einfach herkommen?
- Ich komme so schnell ich kann.

Sie legte auf und Asbjørn Hall gab Marte das Telefon zurück.

- Sie kommt so schnell sie kann, sagte er.
- Das ist gut.
- Ja, nicht wahr? Sie könnte Ihre Mutter sein.

Marte lachte.

- Was macht Ihre Tochter denn?
- Sie ist Anwältin. Sie kommt bald.

Und Asbjørn Hall wartete. Und während er auf seine Tochter wartete, fand er ein Blatt Papier und einen Bleistift in der Nachttischschublade und begann ein Schwein zu zeichnen. Er zeichnete vorsichtig, mit der Hand eines alten Mannes, die noch nicht zitterte. Sie war fest wie eh und je, aber dennoch waren die Striche ungleichmäßig und schief. Sie hingen kaum zusammen. Sein ganzes Leben entfaltete sich vor ihm in einem Augenblick heftiger, beinahe schmerzvoller Klarheit, und Asbjørn Hall, dieser gottlose und bescheidene Zyniker, legte sich ins Bett, drehte den Rücken zur Schirmwand und weinte.

Sie kam nach fünf Stunden.

Mona Hoff war groß, ungeduldig, so als hätte sie keine Zeit zu verlieren. Aber er sah auch, dass sie ein wenig älter geworden war. Sie war in dem Alter, in dem man plötzlich älter wird, ihre Züge waren nicht mehr länger geschmeidig, ihre Falten waren deutlicher. Sie ähnelte ihrer Mutter, er konnte es nicht leugnen, seine Tochter ähnelte mehr und mehr ihrer Mutter, da sie sich auch den Fünftzig näherte und all ihre Kräfte sammelte, ihre ganze Zeit. Leider nutzte es nichts. Seine Tochter hatte sogar Blumen mitgebracht. Sie schüttelte den Schnee von ihrem langen, grauen Mantel und begann zu reden, während sie die Möbel verrückte.

- Entschuldige die Verspätung, aber so ein Schwein von Klient erzählte mir plötzlich, dass er schuldig wäre, und so was braucht seine Zeit.

- Was hat er getan?
- Er erschlug seinen Freund auf einer Wanderung.
- War das nicht etwas Gutes?
- Dass er seinen Freund erschlug?
- Dass er es gestanden hat.
- Ich bin kein Priester.

Mona Hoff stellte die Vase mit den Rosen auf den Nachttisch, beugte sich über das Bett und umarmte ihren Vater, den diese plötzliche Nähe verwirrte. Ihre Wangen waren feucht und warm, ihre Schultern spitz unter dem nassen Mantel.

- Es ist nicht dein Mitgefühl, das ich brauche, sagte Asbjørn Hall.

Sie ließ ihn augenblicklich los und wurde wieder sie selbst.

- Du hast dich anscheinend nicht verändert, sagte sie.

Er versuchte ihre Hand zu ergreifen.

- Ich brauche deine Hilfe.
- Was meinst du?
- Ich brauche einen Anwalt, sagte Asbjørn Hall.

Da wurden sie unterbrochen.

Eine ganze Menschenmenge drängte sich ins Zimmer, dieses Mal noch mehr. Es war kein Platz für alle, und sie stellten sich hinter die Schirmwand. Dann kamen drei Krankenpfleger, die sich ihren Weg bahnen mussten, und Aslam, wie ihn Marte genannt hatte, wurde hinausgeschoben, zum Operationssaal, gefolgt von seiner Familie, Freunden, Kindern, Imame, Nachbarn, Gästen, und Gott weiß wer, ein großer und tröstender Klagegesang, der im Korridor abklang und am Ende in der norwegischen Anästhesie verschwand.

Mona Hoff stand mit dem Rücken zu ihm.

- Du brauchst einen Anwalt?
- Ja.
- Du brauchst mit anderen Worten nicht mich.
- Du bist Anwältin.

Sie seufzte und drehte sich wieder zu ihrem Vater.

- Hast du etwas Falsches gemacht? Oder hat der Arzt etwas Falsches gemacht?

Asbjørn Hall schüttelte den Kopf und hob die Hand.

- Dort hing eine Kinderzeichnung von einem Schwein. Das Krankenhaus hat sie entfernt. Ich will, dass du sie dazu bringst, sie wieder aufzuhängen.

Mona Hoff sah ihn lange an.

- Ein Schwein?

- Ja. Ein Schwein. Sie entfernten es aus Rücksicht auf den anderen Patienten.

- Den Pakistani?

- Ich will, dass du den Fall übernimmst.

- Den Fall? Das ist kein Fall, Vater.

- Doch, das ist es. Das ist ein großer Fall für mich. Ich will das Schwein zurück an die Wand haben.

Sie wiederholte, in einem schärferen Tonfall:

- Das ist kein Fall.

- Und in der Zwischenzeit will ich, dass du das hier aufhängst.

Asbjørn Hall gab ihr die kleine Zeichnung, die er gezeichnet hatte. Sie sah darauf und seufzte.

- Was soll denn das sein, Vater?

- Das siehst du doch. Ein Schwein.

- Ist das dein voller Ernst?

- Ah, du meinst, ob ich noch zurechnungsfähig bin?

- Das habe ich nicht gesagt.

- Kannst du nicht einfach ausnahmsweise mal das tun, was ich dir sage, sagte Asbjørn Hall.

Mona Hoff zögerte, das war nicht ihr Stil, aber es stand ihr, bevor sie das Papier an den Haken hängte.

- Zufrieden?

- Nicht ganz. Du musst das Original beschaffen.

Sie wurden aufs Neue unterbrochen. Einer der Männer, wahrscheinlich der Sohn, kam zurück, um etwas zu holen, das er offenbar vergessen hatte. Auf dem Weg hinaus, mit einem Buch in der Hand, hielt er bei der Zeichnung an der Wand. Er hatte einen schwarzen, getrimmten Bart, einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und dicke, runde Brillen. Dann riss er die Zeichnung von der Wand und knüllte sie zusammen.

Mona Hoff drehte sich lächelnd zu ihrem Vater.

- Jetzt haben wir einen Fall.

Und ebenso schnell drehte sie sich wieder zu dem Mann.

- Was tun Sie da?

Der Mann blieb für einen Augenblick still stehen, als ob er sie erst jetzt bemerkt hätte.

- Ich habe eben diese Zeichnung entfernt.

Er zeigte ihr das Papier, verbeugte sich höflich und wollte gehen.

Mona Hoff ließ das nicht zu.

Sie hielt ihn fest.

- Das habe ich gesehen. Dass sie die Zeichnung entfernt haben. Darf ich fragen wieso?

Der Mann riss sich los und entfernte sich von ihr.

- Aus Rücksicht auf meinen Vater.

- Dann muss ich Sie bitten, die Zeichnung genauso wie sie war wieder aufzuhängen.

Aus Rücksicht auf *meinen* Vater.

Mona Hoff zeigte auf den leeren Haken.

Der Mann wurde ungeduldig. Er war höflich und ungeduldig.

- Ich glaube Sie verstehen nicht ganz was ich meine.

- Ich verstehe, was Sie getan haben. Sie haben eine Zeichnung aus Rücksicht auf Ihren Vater entfernt. Und soweit ich verstehe, war das nicht das erste Mal, dass dies passiert ist.

- Mein Vater ist sehr krank. Er wird gerade operiert.

- Und was gibt Ihnen das Recht, die Zeichnung von der Wand zu entfernen? Mein Vater ist ebenfalls sehr krank.

Der Mann zeigte das zerknüllte Papier wieder her.

- Mein Vater würde diese Zeichnung sehr unangenehm finden. Alle finden sie sehr unangenehm.

- Wer sind alle?

- Das sind wir.

Mona Hoff atmete aus.

- Und alles, was ihr unangenehm findet, wollt ihr entfernen?

- Wir müssen aufeinander Rücksicht nehmen, nicht wahr?

- Welche Rücksicht nehmen Sie?

- Was meinen Sie?

- Sie haben doch etwas heruntergerissen, das hier bereits hing.

- Ist nicht eine nackte Wand trotzdem besser für alle?

- Warum sollte euer Unbehagen schwerer wiegen als die Freude eines anderen über das selbe Bild?

Der Mann richtete seine Brillen und verschränkte die Hände hinter seinem Rücken.

- Sollen wir also mit unserem Unbehagen leben?

- Ja.

- Ja?

- Das ist der Preis für eine moderne, aufgeklärte Gesellschaft. Unbehagen.

- Dann ist es keine aufgeklärte Gesellschaft mehr.

- Doch. Unsere Nachsicht ist eine Tugend. Ohne Nachsicht würde alles zusammenfallen. Nachsicht ist der Strang, der eine aufgeklärte Gesellschaft zusammen hält.

Der Mann lächelte ihr zu.

- Warum haben Sie dann keine Nachsicht mit mir?

Und Asbjørn Hall lag da im Bett und verfolgte das Gespräch. Er bekam nicht alle Worte mit, aber er hörte, dass sie in seinem Namen sprach und so etwas hatte er zuvor noch nie erlebt, seine Tochter wurde seine Anwältin und die Anwältin wurde seine Tochter.

- Weil Sie die Spielregeln missachtet haben, sagte sie.

- Sie meinen Ihre Spielregeln?

- Ich meine alle Spielregeln.

- Spielregeln können sich ändern, oder?

Mona Hoff war für einen Augenblick still.

Dann ging sie einen Schritt auf den Mann zu, der einen Schritt zurück wich.

- Ihr Unbehagen ist vielleicht verständlich, aber Ihre Forderung ist absolut absurd. Sie sind autoritär und egoistisch.

- Sind Beleidigungen auch eine Tugend?

- Sagen Sie mir lieber, was als Nächstes kommt.

- Als Nächstes?

- Wenn Sie alles entfernen, das Ihr Unbehagen weckt, werden Sie sehr beschäftigt sein. Was ist mit den Weihnachtsschweinen? Werden Sie hohe Zäune um die norwegischen Bauernhöfe aufstellen? Und denken Sie an die Marzipanschweine, Sie müssten rumlaufen und sie verstecken.

- Ich werde Ihnen Ihren Sarkasmus nachsehen.

- Und deshalb möchte ich Sie einfach nur darum bitten, die Zeichnung wieder aufzuhängen.

Jetzt war es der Mann, der Mona Hoff einen Schritt entgegen ging.

- Das haben Sie nur aufgehängt, um zu provozieren.

- Provozieren? Mein Vater ist todkrank. Glauben Sie, er hat Zeit Sie zu provozieren? Sie sind es, der uns provoziert.

- Ist Ihnen denn gar nichts heilig?

- Doch. Die Zeichnung, die Sie heruntergerissen haben.

Dann wurden sie unterbrochen.

Es war die Krankenhausdirektorin.

- Was ist hier los?

Ihre Stimme war scharf und hoch und beide drehten sich schnell zu ihr.

Sie trug ein rotes Kostüm, das für sie viel zu eng wirkte, beinahe unangenehm zu tragen.

- Was ist hier los? wiederholte sie.

Hinter ihr stand der junge Arzt, zusammen mit Marte und den anderen Krankenpflegern.

- Ich werde das Krankenhaus verklagen, weil mein Vater diskriminiert wird, sagte Mona Hoff.

- Und warum das? fragte die Krankenhausdirektorin.

- Sie entfernen Bilder, um einige zu besänftigen und andere zu quälen.

- Quälen? Ist ein Elch an der Wand etwa nicht gut genug?

Der Mann streckte die Hand vor.

- Ich bin Aslams Sohn. Danke für alles, das Sie für uns getan haben. Und alles, was Sie jetzt tun. Für meinen Vater.

Asbjørn Halls Tochter trat zwischen sie und sah der Krankenhausdirektorin in die Augen.

- Mein Name ist Mona Hoff. Und ich repräsentiere meinen Vater. Er will ganz einfach das Schwein zurück an die Wand. Ist das denn so schwer?

Die Krankenhausdirektorin sah ihr in die Augen.

- Hier zählt nur das eine, und das müssen Sie auch verstehen. Dass wir alle gesund werden.

- Zu jedem Preis?

- Ja.

- Und wer bezahlt diesen Preis?

Der Schnee fiel gegen das Fenster.

Dann sagte die Krankenhausdirektorin:

- Wir werden das Gespräch morgen fortsetzen. Die Besuchszeit ist vorbei.

Sie gingen.

Der Tag verging.

Es schneite weiterhin.

Asbjørn Hall lag wach in der Dunkelheit. Nur der blaue Rand entlang der Tür war zu sehen, wie ein Notausgang. Und in dieser Stille wurden plötzlich alle anderen Laute deutlicher: Räder die rollten, ein Weinen in der Ferne, schnelle und ebenso schwere Schritte, die Motoren des Krankenhauses, eben das, was alles zusammen hält.

Dann hörte er plötzlich etwas anderes.

- Grüner Star.

Die Stimme kam von der anderen Seite der Schirmwand, sie war langsam und umständlich.

Asbjørn Hall flüsterte:

- Grüner Star?

- Habe ich Sie geweckt?

- Ich habe nicht geschlafen.

- Sie fragten, was mir fehlt. Ich antworte jetzt. Grüner Star.

- Ist das nicht eine andere Abteilung? Ich wurde am Darm operiert.

- Es gab nur hier Platz für mich.

Asbjørn Hall war für einen Moment still.

Dann fragte er:

- Verlief die Operation gut?

- Nein.

- Nein?

- Ich bin immer noch blind.

Asbjørn Hall sah auf die nackte Wand, die jetzt nicht zu sehen war.

- Das tut mir schrecklich leid, sagte er.

- Können Sie mir einen Gefallen tun?

- Welchen?

- Erzählen Sie mir doch, was ich nicht sehen kann.

1.3. Teufelsintervall

Die Zwillinge waren eine Sache für sich. Aber sie waren auf jeden Fall nicht eineiig, ganz im Gegenteil, es gingen Gerüchte um, dass sie nur Halbschwestern wären, was ein unschönes Kopfzerbrechen bei jenen schuf, die zu diesem reizenden Gedanken neigen, nämlich, dass jedes Mädchen seinen eigenen Vater hatte. Das musste bedeuten, dass ihre Mutter, diese ungewöhnlich bürgerliche und weit von Freisinnigkeit entfernte Frau Vibeke Kull, etwas mit zwei Männern am selben Tag gehabt hatte, beide Male mit allem was dazugehörte, etwas das als haarsträubend unwahrscheinlich betrachtet wurde, sowohl medizinisch, als auch moralisch, weil sie auf keine Art und Weise, wie schon gesagt, bekannt war für ihre Ausgelassenheit, weder in der einen noch in der anderen Bedeutung des Wortes. Vibeke Kull war eher ein gutes Beispiel für das, was einer alten Jungfer am nächsten kam, und die gleichzeitig Mutter zweier Töchter war, welche sie alleine aufgezogen hatte, nach ihrem eigenartigen Bild, das sollte man ihr zugute halten, und die eben so verschieden waren, wie nur rivalisierende Zwillinge sein können.

Sie hießen Ingrid und Margrethe. Ingrid war hell, während Margrethe dunkel war. Wenn die Dunkle mochte, wollte die Helle nie. Margrethe war schüchtern und verwöhnt. Ingrid war mürrisch und unaufmerksam. Die Helle war mollig und die Dunkle war mager. Aber etwas hatten die Schwestern gemeinsam, nämlich den Geburtstag.

Und dass sie sich gegenseitig nicht ausstehen konnten.

In diesem Herbst, von dem hier die Rede ist, wurden die Zwillinge zwölf und hatten bereits ein Jahr die Klavierakademie am Solliplatz besucht. Es war daher an der Zeit, dass sie beim Akademiekonzert spielen sollten, das am letzten Sonntag im Oktober abgehalten wurde, pünktlich um 14:00. Im selben Sommer war der erste Mensch auf dem Mond gelandet, der Optimismus beherrschte die meisten Gebiete, Grenzen wurden überwunden und nichts schien mehr unmöglich zu sein, außer diesen Zwillingen beizubringen vierhändig zu spielen.

Das Arrangement, das in den Räumlichkeiten der Klavierakademie stattfand, in einem herrschaftlichen, aber abgenutzten Saal aus der Jahrhundertwende, wurde wie gewöhnlich eröffnet, indem Fräulein Salomonsen, die älteste der Lehrerinnen, das Publikum willkommen hieß, das im wesentlichen aus der nächsten Verwandtschaft und uns Schülern bestand. Sie redete über die Freude und Disziplin der Musik, wie uns, den Schülern, das Pianospiele eine bessere Haltung, sowohl körperlich als auch moralisch gab, und sie schloss immer mit einem kleinen, jedes Jahr größer und größer werdenden Seufzer, über die schwierige Wirtschaft der Klavierakademie. War es da zum Beispiel überhaupt noch möglich für unsere Kinder, Freude

an der Musik zu empfinden, wenn sie frierend Kuhlaus² Sonatinen im Winter spielen oder ihnen der Mauerputz in die Haare fällt, wenn Sinding³ im Mai geübt werden soll? Da griffen die Väter rasch in ihre Innentaschen, ja, das war wie ein Duell auf das sie gewartet hatten, wer erfasste zuerst seine wertvolle Brieftasche, und die Väter waren äußerst dankbar, auf diese Weise ihren Beitrag leisten zu können, mit einer gut sichtbaren Geste, sie sonnten sich in diesem Glanz, den sie über sich selbst und die Klavierakademie warfen.

Aber dieses Mal öffnete Vibeke Kull auch ihre kleine, schwarze Handtasche mit einem deutlichen, fast schon provozierenden Klicken, und rollte den größten Geldschein auf, den sie lächelnd dem erstaunten, beinahe unwilligen Fräulein Salomonsen gab, brach so das alljährliche Ritual und nahm den einmaligen Glanz von den Vätern, und die Sonne ging in ihren Innentaschen unter.

Also konnte das Konzert beginnen.

Die allerjüngsten unter den Anfängern, wie ich auch einmal einer gewesen war, und das war gewiss noch nicht lang her, als ich Neuling auf der Klavierakademie war, kamen nach der Reihe rein und spielten mit jeweils einem Finger. Die Stimmung stieg beträchtlich, wurde aber nicht richtig gut. Die Väter quengelten. Als ich an der Reihe war, gähnten bereits viele von ihnen, darunter auch mein Vater, aber die Mütter stießen sie in die Seiten mit ihren schnellen und spitzen Ellbögen. Ich sollte den ersten Satz der Mondscheinsonate spielen, eine kühne Wahl, werden einige nun sagen, aber es war nicht sehr kompliziert zu spielen, nur ein paar Sprünge am Schluss setzten die Finger auf die Probe. Es war der zweite oder dritte Satz, der einen ins Schwitzen brachte und dorthin war ich noch nicht gekommen und wollte es auch am liebsten niemals. Aber den ersten Satz gut zu spielen, das bedeutet mit der Einfühlung, dem Feingefühl und Temperament, das dieser Mondschein verlangt, weil sein Licht nur von der Sonne geborgt ist, das ist eine andere Sache. Hier scheidet sich das Gewöhnliche gnadenlos von dem Sublimen, hier spricht die Tiefe, keine Oberflächlichkeit. Und ich war über alle Maßen banal. Aber das Publikum, die Eltern, Großeltern, vielleicht einige Urgroßeltern auch, wenn sie noch am Leben waren, und nicht zu vergessen die Onkel und Tanten, die keine eigenen Kinder hatten und auch alles liebten was falsch war, also die nächsten Angehörigen, waren inzwischen höchst nachsichtig, wenn es Interpretation und Anschlag betraf, sie legten weit größeren Wert auf die technische Durchführung, oder den Niederschlag, wie es auch einige von den Vätern nannten. Mit anderen Worten, das letzte was sie wollten, war zwischendurch peinlichen Aussetzern, erschütternde Pausen und

² Friedrich Daniel Rudolph Kuhlau war ein deutsch-dänischer Komponist.

³ Christian August Sinding war ein norwegischer Komponist.

Zusammenbrüchen auf dem Hocker ausgesetzt zu werden. Ich brauchte drei Minuten und vierzehn Sekunden für den ersten Satz der Mondscheinsonate und täuschte alle mit oberflächlichem Spiel, außer den Ungarn, meinen tadellosen Pianolehrer, mit den dünnen Fingern und dem großen Gesicht, der melancholische Flüchtling, der von Konzertsälen und großen Jazzorchestern träumte.

Ich bekam tosenden Applaus.

Mutter und Vater saßen bei dem großen, kalten Kachelofen und klatschten um die Wette.

Ich stand auf und verbeugte mich mit geschlossenen Augen.

Und nach mir waren die Zwillinge dran.

Sie setzten sich auf den Hocker und beide stritten sogleich um den besseren Platz. Sie stießen und schubsten bevor sie sich endlich wieder beruhigt hatten. Margrethe trug ein blaues Kleid, während Ingrids Kleid gelb war. Sie sollten also vierhändig spielen. Es war selbstverständlich die Idee der Mutter, Vibeke Kull, nicht die des Ungarn, dass uns die Mädchen auf diese Weise bereichern, und, buchstäblich gesagt, zusammen mehr harmonieren. Ihre bekämpfenden Talente und unterschiedlichen Gemüter sollen sozusagen aufgehen in einer höheren Einheit, einer vierhändigen Seele, vereinigt in Griegs Tänzen.

Doch so ging es nicht.

Als Margrethe den ersten Ton anschlug, wollte sie Ingrid sofort mit einem anderen Akkord übertönen und als diese das Tempo senkte, tat Margrethe alles, um den Takt zu steigern. Und als Ingrid auf das rechte Pedal trat, um der bereits zerstörten Musik mehr Klang und Fülle zu geben, trat Margrethe mit aller Kraft auf den Dämpfer. Es sah aus, als ob sie da saßen und um ihr Leben radelten.

Das Publikum, und besonders die Väter, konnte sich nicht mehr länger zurückhalten. Sie begannen zu lachen. Es war das erste Mal, dass das Publikum beim jährlichen Konzert der Klavierakademie lachte, obwohl es kein Spaß sein sollte, selbst die Mütter konnten nicht an sich halten und verbargen ihr Gelächter hinter kleinen Taschentüchern. Als Margrethe am Schluss Ingrid ans Bein trat und diese damit antwortete, dass sie ihre Schwester an den Haaren zog, lachten bereits alle. Wir lachten Tränen, abgesehen natürlich von der Mutter, Vibeke Kull.

Sie stand auf, gedemütigt und wütend, ein menschliches Pulverfass, liegt doch zwischen Wut und Demütigung die kürzeste aller Lunten, und sie schrie:

- Das ist ein Skandal! Das ist ein totaler Skandal!

Es wurde augenblicklich still und die Zwillinge setzten sich mit gebeugten Köpfen und den Händen im Schoß neben das Piano.

Vibeke Kull sah sich um, aber alle wendeten ihren Blick beschämt von ihr ab, so als ob wir plötzlich aus einem Rausch aufgewacht wären und die äußerste Verlegenheit der Situation empfänden, und sie zeigte stattdessen auf Fräulein Salomonsen mit einem langen und bedrohlichen Finger.

- Ich verlange Schadenersatz! rief sie weiterhin. Vollen Schadenersatz!

Das Konzert wurde unterbrochen, aber es wurde nicht weiter fortgesetzt. Und eigentlich war es etwas, das für immer vorbei war an diesem Sonntagnachmittag im Oktober 1969, und wir gingen nach Hause, schweigend, durch die klare, kalte Luft, im knisternden roten Laub. Bald sollten wir die chromatischen Tonleitern und die klassischen Stücke vergessen, ein Raum nach dem anderen sollte geschlossen werden, bis nur noch der Ungar alleine im Zimmer saß und mit steifen, gefrorenen Fingern das letzte, ungestimmte Piano schloss.

Aber das ist leider, um hier vorzugreifen, der Gang der Begebenheiten.

Denn bevor dieser Zeit, das heißt unmittelbar nach diesem tragischen Konzert, verklagte Vibeke Kull die Klavierakademie und wollte ihre Beiträge zurück haben, mit Zinsen und Zinseszinsen. Die Väter sammelten in aller Stille einen großen Betrag, welchen sie auf ihr Konto überwiesen, aber es zeigte sich bald, dass es zu wenig war. Sie wollte noch mehr haben, sie wollte ihre Entschädigung, Entschädigung für sich und ihre Zwillinge, kurz gesagt, sie verlangte, dass der in ihren Augen unfähige ungarische Pianolehrer, der das musikalische Talent der Mädchen verringert hatte, anstatt es zu entwickeln und zu veredeln, auf der Stelle gefeuert wird.

- Aber warum nicht gleich Edvard Grieg verklagen, sagte der Ungar.

- Hüten Sie sich! sagte Vibeke Kull.

Fräulein Salomonsen versprach daran zu denken.

Aber Vibeke Kull war noch nicht zufrieden. Sie wollte sogar, dass ein Brief an sämtliche Familien geschickt werden sollte, in dem betont und aufs Genaueste darauf hingewiesen wurde, dass an dem Fiasko der Zwillinge einzig und allein die Klavierakademie schuld sei und auf keinen Fall mangelndes Talent oder das eigensinnige Gemüt der Mädchen.

Da trat plötzlich Fräulein Salomonsen an sie heran.

- Meine liebe Frau Kull, sagte sie.

- Versuchen Sie es nicht mit Freundlichkeiten, Fräulein Salomonsen!

- Das versuche ich gewiss nicht. Ich möchte nur sagen, wenn wir einen Brief an die Eltern schicken müssen, dann werde ich schreiben, dass Margrethe und Ingrid die untalentiertesten und unmusikalischsten Schüler sind, die jemals ihre Füße in diese Türen gesetzt haben, und das sagt sich nicht so leicht, Frau Kull! Das sagt sich gewiss nicht so leicht!

Der Ungar begann darüber zu lachen.

- Ich finde Sie hätten den Mädchen besser das Tennisspielen beigebracht, gute Frau. Aber kein Doppel! Um Gottes Willen kein Doppel!

Vibeke Kull erhob sich.

- Sie sollten zurückgehen, woher Sie gekommen sind!

Der Ungar verbeugte sich.

- Diese Tür ist leider verschlossen, sagte er.

Es wurde kein Brief versandt und die Zwillinge verließen selbstverständlich mit augenblicklicher Wirkung die Klavierakademie. Das machte ich ebenfalls, genauer gesagt, ich begann aufzuhören. Ich sagte meinen Eltern nichts davon, ich blieb nur den Unterrichtsstunden fern. Ich würde ohnehin nie gut genug werden, also wo war der Spaß daran? Ich hatte kein Geld um ins Kino zu gehen, also saß ich stattdessen auf der schmalen Brücke über der Strandpromenade. Entlang der Frognerbucht lagen Segelboote, festgefroren an den Stegen, mit Masten voller grauem Eis. Sie glichen Wracks, die nie wieder segeln sollten. Unter mir fuhren Lastwagen und brachten das rostige Geländer zum vibrieren. Wenn ich mich der anderen Seite zuwandte, sah ich genau in die Fenster der nächsten Häuser, so verbrachte ich meine Zeit, jeden Mittwoch Nachmittag, seit gut und gern einem halben Jahr, in diese leuchtenden Fenster hinein zu sehen, wo Menschen, die ich nicht kannte, wohnten und lebten. Ich sah Kinder, die von ihren Müttern hochgehoben wurden, ich sah Greise, die in ihren tiefen Sofas schliefen, einige davon als ob sie bereits tot wären, aber plötzlich standen sie doch auf, verschwanden, und kamen bald darauf wieder mit einer Zeitung in der Hand zurück, oder einem Stück Torte auf einem gelben Teller. Ich sah den gelähmten Jungen, der immer im Rollstuhl beim Fenster saß und Grimassen schnitt, ich sah junge Paare, die zu Musik tanzten, die ich nicht hörte, ich sah Fernsehbildschirme, die das Zimmer blau färbten, ich sah heimkommende Väter, die sich schweigend an den Küchentisch setzten, ich sah einige die lachten und genauso viele die weinten, in den beleuchteten Ausschnitten der Fenster, Bruchstücke, die ich zu einem Film zusammensetzen konnte, der von allen außer mir handelte. Aber diese Ausschnitte beruhigten mich nicht. Sie weckten eher ein Verlangen in mir, einen Hunger und einen Durst, den ich nie auf diese Art kennen gelernt hatte; jede

einzelne Szene, die ich sah, drängte mich dazu mehr zu sehen, alles wuchs in mir und gleichzeitig fehlte immer etwas, das trieb mich beinahe in den Wahnsinn und ich wünschte mir lieber, dass mich der Ungar als vermisst meldete, so dass endlich Schluss damit wäre. Aber das tat er nicht, und stattdessen kam ein anderer Schluss, so wie es immer ist. Die Nachmittage und die Abende wurden zu hell und verspiegelten die Fenster, sie gingen aus und wurden unsichtbar in der sinkenden Sonne, es war genau so als würde ein großer Vorhang vor die Welt gezogen werden.

Und in der letzten Stunde vor den Sommerferien ging ich zurück zur Klavierakademie, mit den Noten in der Mappe unter meinem Arm.

Der Ungar, mein ehemaliger Pianolehrer, wartete auf mich. Er saß auf dem Hocker, mir dem Rücken zugewandt, immer noch in schöner Kleidung, aber seine magere rechte Hand zitterte ein wenig, wenn er einen kleinen Becher hob und zu seinem Mund führte und es roch nach Alkohol und starken Gewürzen bis zu mir.

- Ich denke ich mache Schluss, sagte ich.

- Das hast du schon lange gemacht, mein Freund.

Er füllte den Becher erneut.

- Trinkst du? fragte ich.

- Ich repariere mich nur.

Der Ungar trank aus und drehte sich zu mir, sein Gesicht war blass, die Furchen noch tiefer.

- Erinnerst du dich an die Zwillinge?

Wer konnte die vergessen?

Ich nickte.

- Sie sind tot, sagte er.

- Tot?

- Alle beide. Die Helle und die Dunkle. Sowohl Margrethe als auch Ingrid.

- Was ist geschehen?

Der Ungar seufzte.

- Sie stürzten einen Abhang hinunter beim Sommerhaus am Fjellstrand. Gefährliche Abhänge und spitze Felsen dort. Sie waren beide auf der Stelle tot.

Ich sagte kein Wort während er zum dritten Mal den Becher füllte, oder eher den blanken Verschluss, mit dem letzten dunklen Brantwein aus einem alten Flachmann.

- Glaubst du sie haben sich gegenseitig hinuntergestürzt? flüsterte ich.

Der Ungar war ebenfalls für einen Augenblick still.

- Setz dich ein wenig her.

Ich setzte mich neben ihn auf den Hocker. Er schlug einen dünnen Akkord an, der lange im Ohr nachhallte.

- Das Teufelsintervall, sagte er. Probier es.

Ich drückte die Finger auf dieselben Klaviertasten, auf c und Fis.

- Hörst du, mein Freund? Hörst du warum die Töne um eine Fortsetzung flehen? Sie sind sich selbst nicht genug. Wenn hier nicht bald ein großes G oder ein kleines d kommt, werden wir alle zusammen verrückt.

Der Ungar stand auf und legte die Hand auf meine Schulter.

- Ich glaube immer an das Gute im Menschen. Ich denke, letztendlich versuchten sie sich gegenseitig zu retten und stattdessen stürzten beide ab.

Ich stand ebenfalls auf.

- Glaubst du?

Der Ungar, der traurige Flüchtling, sah mich lange an und lächelte.

- Das solltest du von uns beiden am besten wissen. Du, der Schriftsteller werden will. Lebwohl.

Er setzte sich wieder, klappte den Deckel des Pianos zu und schloss es ab.

Und ich ging an diesem Abend langsam nach Hause, in diesem milden Licht, das sich beharrlich an einigen Stellen festsetzte. So hatte noch nie jemand mit mir gesprochen. Es war genau so als ob ich plötzlich entdeckt wurde, erweckt sozusagen, es war als ob man von der anderen Seite gesehen wurde. Ich warf die Noten über den Zaun der Eisenbahnlinie und konnte sehen, wie der Wind die Blätter über die Gleise wehte, während ich über diese Geschichte nachdachte, die ich in genau 34 Jahren schreiben sollte.

1.4. Der Gast

Kinder, die im Hotel wohnen, träumen wie Erwachsene.

Der Junge träumte von einem Garten mit einem niedrigen Zaun rundum. Es war nicht schwer über diesen Zaun zu gelangen, aber man musste vorsichtig sein, denn oben waren spitze, scharfe Glasscherben eingelassen, durch die die Sonne durchschien; grüne, strahlende Zacken, einige waren auch rot, vielleicht von Flaschen, die jemand zerbrochen hatte. Wo der Garten lag, war im Traum unmöglich zu erkennen, es war nämlich kein einziges Haus in der Nähe zu sehen, und auch keine Menschen, nur eine flache Landschaft ohne Bäume und Geräusche, unter einem blauen, gekrümmten Himmel.

Der Garten existierte nirgendwo, nur im Traum des Jungen.

Und mitten im Garten stand ein Vogel.

Der Junge erwacht mit dem Bild des Vogels im Kopf, es ist mitten in der Nacht. Er setzt sich im Bett auf. Das Zimmer ist dunkel und als er den Namen seiner Eltern flüstert antwortet niemand. Alles, was er hört ist ein anhaltendes Dröhnen in der Ferne, wie der Motor eines Schiffes. Der Junge erinnert sich an die Reise hierher, an Bord eines Schiffes, er befindet sich zwischen ihnen an Deck, die Mutter hält ihn an der Hand und der Vater zeigt zu den Sternen, die sich zusammenziehen zu einer glänzenden, grünen Welle im Norden. Danach erinnert er sich an die Kälte und an schwere Räder, die nahe unter seinem Gesichtsfeld rollen.

Aber an was sich der Junge am besten erinnert, ist trotzdem die Freude.

Und an die Furcht erinnert er sich ebenso, weil die Furcht der Gedankenstrich der Freude ist.

Er sucht nach einem Lichtschalter, findet aber keinen. Er steigt aus dem Bett und bleibt stehen, barfuß auf dem kalten Boden und lauscht. Er hört nichts anderes als dieses Dröhnen, das sich mit den Herzschlägen vermischt. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, erkennt er den spärlichen Umriss der Tür. Er geht vorsichtig tastend auf sie zu. Die Tür ist verschlossen. Er ruft nach den Eltern, aber auch jetzt bekommt er keine Antwort.

Sie kommen bald. Die Tür ist verschlossen. Er fürchtet sich nicht.

Das sind seine Gedanken.

Der Junge legt sich wieder hin.

Er schläft ein und im Traum wartet der Vogel immer noch im Garten, den es sonst an keinem anderen Ort gibt, als in diesem Traum. Die Sonne scheint immer noch auf die Glasscherben, die fest im niedrigen Zaun eingelassen sind. Aber wer sich weiter weg befindet,

der könnte kaum erkennen, ob das Glas ein schönes Ornament oder ein gefährliches Hindernis ist. Weit und breit ist niemand zu sehen. Im Traum fragt der Junge, aber mit der Stimme des Vaters: Warum habt ihr den Zaun nicht höher gebaut? Jemand ohne Gesicht antwortet: Damit du drübersehen kannst.

Und der Vogel breitet seine Flügel aus in allen seinen Farben.

Darauf wacht der Junge jäh auf, das Zimmer ist heller geworden und er bemerkt, dass er immer noch alleine ist. Er hat in den Kleidern geschlafen. Noch immer hört er dieses Dröhnen, aber es ist nicht sein eigener Herzschlag und es ist auch kein Schiff, auf dem er sich befindet, denn hier steht alles still. Er geht zum Fenster und zieht die dünnen Vorhänge weg, der Schein blendet ihn so stark, dass er für einen Moment die Hände vor die Augen halten muss. Als er versucht, das Fenster zu öffnen, merkt er, dass es ebenfalls verschlossen ist. Und er erkennt, dass er den Wind gehört hat. Der Wind hebt den ganzen weißen Staub der die Landschaft bedeckt und sammelt ihn in einer Welle, die steil das Fenster entlang aufsteigt, bis nur noch ein schmaler Streifen Licht zwischen ihm und dem Himmel sichtbar ist.

Mit einem Mal erinnert sich der Junge nicht mehr daran wie lange er schon hier ist, ob es nur ein Tag oder der Rest seines Lebens ist. Die Tage und Nächte sind unmöglich zu zählen, die Zeit steht für ihn still und er ist so alt wie er jung ist.

Dann hört er etwas anderes, Schritte die sich nähern, aber es können nicht seine Eltern sein, wären sie es, müssten sie das letzte Stück gelaufen sein und stünden außer Atem vor der Tür und riefen seinen Namen. Er kauert sich in die Ecke neben dem Bett. Jemand schließt die Tür auf. Eine Frau, die er noch nie gesehen hat, steht draußen. Sie ist jünger als seine Mutter, sieht zuerst erschrocken auf das leere Bett, lächelt jedoch als sie ihn erblickt. Hinter ihr wartet ein Mann in einer Uniform, der älter ist als sein Vater. Ihm gehört wahrscheinlich dieser Ort, denkt sich der Junge, steht auf und verbeugt sich höflich, wie er es gelernt hat.

Die Frau kommt auf ihn zu und sagt etwas, das er nicht versteht. Dennoch fürchtet er sich nicht, weil ihre Stimme sanft ist. Er nickt und ist mit ihr einer Meinung. Sie lächelt wieder und plötzlich fällt ihm auf, dass er seinen Namen vergessen hat. Aber das macht nichts, denkt er, er braucht ihn nicht mehr, er ist Gast hier wo ihn niemand kennt und er niemanden kennt.

Er kann heißen wie er will.

Die Frau nimmt ihn an der Hand und er geht mit ihr. Der Mann in der Uniform folgt dicht hinter ihnen. Sie gehen einen langen Flur entlang zu einem Speisesaal mit vielen Tischen. Er nimmt an einem von ihnen Platz. Er ist für eine Person gedeckt. Die Frau serviert ihm Frühstück, Milch und warmes Brot mit roter Marmelade. Er isst mehrere Scheiben und

wird müde. In einem anderen Zimmer sieht er Kinder, die auf dem Boden sitzen, vor dem blauen, flimmernden Licht eines Fernsehapparates. Aber es ist nichts zu hören, der Ton ist abgestellt. Er wünscht sich, dass sie sich lieber zu ihm setzen, oder dass er zu ihnen gehen könnte. Er trinkt die Milch und gähnt. Vier Männer in gleichartigen Trainingsanzügen stehen um einen grünen Tisch ganz hinten im Flur. Sie stoßen Kugeln vor und zurück mit langen Stäben, laute Knalle in der Stille zwischen den leeren Tischen. Einer der Männer ähnelt ein wenig seinem Vater. Der Junge wendet sich schnell ab, beschämt und dem Weinen nahe, weil er sich plötzlich nicht mehr genau daran erinnert, wie seine Eltern aussehen. Sie sind nur noch ferne Gesichter, die im Wind verschwinden, im Wind und im weißen Staub.

Dann bemerkt er, dass er etwas in der Tasche hat, er nimmt es heraus, ein kleines Stück Papier, auf dem ein Name steht.

Alexander.

Nennt mich Alexander!

Jetzt wissen sie wer ich bin.

Dann führen sie ihn weg.

Alexander sitzt auf dem Rücksitz in einem Auto, gemeinsam mit der Frau, die ihm Essen gab und dem Mann in der Uniform. Er kann nicht sehen, wohin sie ihn fahren oder in welche Richtung, ob sie vor oder zurück fahren. Und plötzlich will er nicht mehr. Er legt sich auf dem Sitz hin und schlägt und schlägt mit beiden Fäusten wild um sich. Die Frau muss ihn festhalten und sie sagt etwas in dieser Sprache, die er nicht versteht. Der Klang ihrer Stimme ist nicht mehr freundlich, er ist befehlend, die Sätze steigen und fallen in steilen Kaskaden. Und er, der Alexander heißt, ist auf eine eigentümliche Art müder als je zuvor. Er will nicht schlafen. Er will nicht mehr. Es sind zu viele Räder in seinem Leben.

Das einzige, was er will ist an einem Ort zu sein.

Sie halten vor einem großen Gebäude. Die Tür wird geöffnet, zwei Männer zerren ihn aus dem Auto und es hilft nichts, dass er versucht sich an der Frau festzuhalten. Sie bleibt bloß sitzen und sieht auf die andere Seite. Dann stoßen sie ihn an einer langen Menscheng Schlange vorbei, vorbei an Stapeln von Gepäck, Koffer, Taschen, Säcken, Beuteln. Als er Atem holt, fühlt er Kälte in sich, eine Kälte, die er niemals wieder loswerden wird.

Am Ende tragen sie Alexander an Bord des großen Vogels.

Und die Erwachsenen sind wach und längst jenseits aller Kinderträume.

1.5. Das Wiedersehen

Zum dritten Mal wurde der Abflug bereits verschoben und alles was auf dem Bildschirm am Gate stand war: *Warten Sie auf weitere Informationen.*

Das haben wir schon zwei Stunden gemacht.

Ich sollte den Flug von Bodø nach Stockmarknes nehmen. Seit langem bin ich auf Reisen gewesen. Nun war ich endlich auf dem Heimweg. Ich war müde vom Unterwegs sein. Terminals, Transiträume, Stationen nutzen sich ab. Das sind Orte ohne Versöhnung, nur Abwesenheit, sie höhlen dich aus, wie eine Art Erosion der Seele und füllen dich aus mit einer gleichgültigen, unfruchtbaren Kälte. Darum sehnte ich mich danach, die Türen hinter mir zu schließen und mich auszuruhen. Ich ertappte mich dabei ungeduldig zu sein, aber es war auch eine Freude, Unruhe vor der Ruhe zu fühlen, mit anderen Worten, ich lebte.

Der Bildschirm am Gate ging aus und hing dort schwarz und hoffnungslos, nicht einmal ein Buchstabe oder Zeitpunkt mehr, an den man sich klammern konnte.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns auf eine weitere Nacht im SAS-Hotel gefasst zu machen, im Zentrum dieser windigen Stadt, nicht der schlimmste Ort um zu stranden, wenn es schon geschehen sollte, aber ärgerlich genug, so ganz dem Ziel nahe. So sind alle Verspätungen nur Abfall der Zeit, unnötige Zustände, und daher ein Vorgeschmack auf den Tod.

Wir bekamen von einem Angestellten der Fluggesellschaft Essensgutscheine ausgeteilt. Ich holte mir ein Glas Wasser und einen lauwarmen Eintopf und setzte mich an einen Fensterplatz in der Cafeteria.

Es war Oktober und die Herbststürme hatten bereits begonnen. Heute Abend war es besonders schlimm. Die Dunkelheit plusterte sich irgendwo draußen auf dem Meer auf, mit einem näher und näher herankommenden Orkan. Wir hörten den Wind und den wilden Regen vorbeistürmen. Ab und zu erbehte das ganze Gebäude, so als wären wir unter Beschuss und würden von schweren Einschlägen getroffen. Ich musste das Wasserglas mit beiden Händen halten. Und es war genau so als würde uns die Natur aneinanderketten, zu einer sonderbaren Gemeinschaft, ein galgenhumoristisches Seminar mit voller Schanklizenz, wir, die immer noch warteten, 29 Passagiere, die hofften, dass sie bald an Bord einer Dash 8 gehen und losfliegen konnten, über den Vestfjord und die Lofotenberge. Und dennoch fürchteten wir genau das am meisten, war es doch unmöglich bei solchem Wetter zu fliegen.

Nicht einmal die Möwe flog an diesem Abend.

Da sah ich das Mädchen.

Sie saß in einem der Stühle nahe dem Ausgang. Ihr langes, blondes Haar war von der Stirn mit einer blauen Spange hochgesteckt und um den Hals hatte sie mit einer Schnur eine Plastikmappe mit Fahrkarten und Papieren umgehängt, wie Kinder, die alleine reisen müssen. Sie hatte den Blick gesenkt. Im Schoß hielt sie eine kleine Tasche fest umklammert. Vor ihr stand auf dem Boden ein unberührtes Stück Kuchen auf einem Pappteller. Sie konnte nicht älter sein als elf.

Plötzlich sah sie auf und begegnete meinem Blick. Der Gesichtsausdruck des Mädchens war so schockierend, dass ich beinahe aufkeuchte. Ihr Gesicht war bleich und mager, die Augen waren tiefblau, in den Mundwinkeln lagen Fältchen wie ein dünner Faden, der die schmalen Lippen zu einer wehmütigen Fratze herunter zog, als sei es ihr unmöglich zu lächeln. Sie war ein Kind mit bereits erwachsenen Zügen. Und jetzt sah ich, dass auch ihr Blick von Verachtung gefüllt war, sodass ich mich schließlich besann und mich beschämt abwendete. Das musste die Reise sein, alle Zonen die ich passiert hatte machten mich stumpf und schamlos in Einem, es war höchste Zeit, dass ich heimkam.

Dann wurde unser Flug doch noch aufgerufen. Einige klatschten, jubelten beinahe, aber die meisten gingen schweigend zum Ausgang. Eine Stewardess, eine junge Frau mit einer durchsichtigen Regenhaube über dem hellblauen Kostüm der Fluggesellschaft und das Haar in einem festen Knoten im Nacken, ging zu dem Mädchen, das dort immer noch saß und legte die Hände auf ihre Schultern. Es drehte sich weg und blieb sitzen. Die Stewardess beugte sich hinunter und sagte etwas, aber auch das half nichts, das Mädchen sträubte sich und trat gegen das Kuchenstück. Das Boarding konnte nicht starten, bevor das Mädchen eingestiegen war, so wie es vorgeschrieben ist, Kinder zuerst. Die ungeduldige Gereiztheit der anderen Passagiere war nicht zu übersehen, denn jetzt dachte jeder wieder nur an sich selbst. Ich sah auch die Verzweiflung und den Zorn der Stewardess über dieses widerspenstige Kind und die Situation, die sie nicht beherrschte. Sie sah sich um, war denn niemand unter uns, der dieses Mädchen kannte, das hier zurückgelassen worden war um alleine zu reisen und der vernünftig mit ihr reden konnte? Das war allerdings nicht der Fall. Am Schluss musste sie Hilfe herbeirufen, es war der Pilot, vermutete ich, der auftauchte, ein Mann mittleren Alters, dem das Haar nass vom Regen in die Stirn hing. Jetzt verhielt sich das Mädchen noch unwilliger. Sie krümmte sich zusammen und hielt krampfhaft die kleine Tasche fest. Beide hockten vor ihr und sprachen, was sie sagten, hörte ich selbstverständlich nicht, aber es sah auf jeden Fall nicht danach aus, als würde es etwas helfen, ganz im Gegenteil. Da ereigneten sich zwei Dinge gleichzeitig. Die Stewardess nahm vorsichtig die Papiere aus der Plastiktasche, die um dem Hals des Mädchens hing, und eine gewaltige Windböe traf die

Glaswand genau hinter uns und die breite Fensterscheibe beulte sich für einen Augenblick unter dem Druck, ich war sicher, dass sie zerspringen würde und hob die Hände intuitiv um mich zu schützen. Dann war alles wieder ganz still und das Mädchen stand auf, so als hätte sie plötzlich ihre Meinung geändert und ging zwischen der Stewardess und dem Piloten hindurch, den schmalen Gang entlang und die Treppe hinab.

Wir mussten noch eine Weile warten. Ich dachte sie würden vielleicht wieder mit ihr zurück kommen, weil sie es sich anders überlegt hatte, oder ich habe das vielleicht nur gehofft, dass alles mit ihr steht und fällt, weil ich mich in einer Art Zustand befand, in dem ich alles um mich herum als Zeichen und Warnungen auslegte, und dieses Mädchen war eine Warnung.

Aber sie hatte es sich nicht anders überlegt.

Jetzt waren wir an der Reihe durch die Schleuse zu gehen.

Es war kaum möglich, sich die wenigen Meter hin zu dem kleinen Flugzeug zu bewegen, das mit starken, an Zementblöcken befestigten Seilen am Beginn der Rollbahn fest angebunden stand. Wir mussten in einer Gruppe gehen und stützten uns gegenseitig, einfach damit der Sturm uns nicht umwarf. Einige fielen dennoch hin, und ihnen wurde wieder auf die Beine geholfen. Ein Tourist versuchte den Regenschirm aufzuspannen. Der kehrte sich augenblicklich nach außen um und riss sich aus seiner Hand los, leicht wie eine Blume, und verschwand im dichten Regen. Ich blieb hinter den anderen zurück, vielleicht, weil ich in meinem tiefsten inneren Wunsche, dass kein Platz mehr für mich wäre, wenn ich zum Flugzeug kam, dass es überbucht wäre, was nicht ungewöhnlich war. Vielleicht war es so, dass die Furcht nun größer wurde als die Freude. So war es auch. Ich konnte mich gegen den Wind lehnen, nur er hielt mich aufrecht, als wäre mein Körper ohne Schwere, ja, als ob es mich nicht länger gäbe, und verwundert erkannte ich, dass dieser gewaltige Wind warm war, beinahe heiß, als ob er aus einer anderen Gegend käme, und nicht aus der äußersten Finsternis in dem weißen Ozean.

War das ein gutes oder ein schlechtes Omen?

Ich, der von Zeichen lebte, wusste das nicht mehr.

Ich war der letzte, der an Bord ging. Drinnen in der engen Kabine sah ich die nassen, erschöpften Passagiere zum ersten Mal deutlich, ein älteres Ehepaar, sie hatte eine Binde über dem einem Auge, kamen sicher aus dem Krankenhaus, ein Soldat, er musste wohl weiter nach Andenes, eine Frau, die mit rasender Geschwindigkeit strickte, ein Musiker, der sich an seinen Geigenkasten klammerte. Es war nur ein Sitz frei, an der linken Seite, ganz vorne, neben dem Mädchen mit dem erwachsenen Gesicht. Ich setzte mich dorthin und schloss den

Sicherheitsgurt. Das Mädchen drückte sich noch näher zum Fenster, starrte runter auf ihre Hände, auf die kleine Tasche. Das ganze Flugzeug zitterte bereits, und wir standen immer noch auf der Rollbahn, festgebunden an vier Zementblöcken.

Die Treppe wurde eingefahren und die Türen wurden geschlossen.

Die Stewardess stellte sich in den Mittelgang und erklärte die Sicherheitsbestimmungen, Notausgänge, Sauerstoffmasken und Rauchverbot. Sie sprach schnell und leidenschaftslos und musste sich an der Gepäckablage festhalten. Aber ich hörte nicht hin. Ich glaube keiner hörte zu. Das was uns retten konnte, überhörten wir einfach. Unser Schicksal lag in den Händen der Piloten. Sie waren wie Chirurgen, das Flugzeug war der Operationstisch und wir waren die Patienten. Und nur einige wenige unter uns waren glücklich genug betäubt zu sein, aus Angst oder Mitgebrachtem.

Ich nahm die Broschüre aus der Tasche in der Armlehne heraus und las stattdessen über das Flugzeug: Dash 8, Spannweite 25,9 Meter, Anzahl Passagiere 39, Motor Pratt & Whitney, Höchstgeschwindigkeit 496 Kilometer pro Stunde.

Dann wurden die Seile gelöst. Einen Augenblick kippte das ganze Flugzeug auf die Seite. Die Stewardess setzte sich in ihren speziellen Sitz, gegenüber den Passagieren, direkt vor mich, lächelte uns zu, weil sie sehr gut wusste, dass wir sie im Auge behielten. Sie war die Krankenschwester, und schloss die zwei Sicherheitsgurte in einem Kreuz über ihren Schultern. Die Propeller wurden gestartet, während wir auf die Rollbahn hinaus fuhren, schien uns der Wind schräg anzustoßen. Sie nahm das Telefon von der Wand und sprach erneut zu uns.

Dieses Mal hörte ich zu.

Die Flugzeit nach Stockmarnes war mit dreißig Minuten angeschrieben. Wir wurden gebeten angeschnallt zu bleiben, bis wir gelandet wären. Im Namen der Fluggesellschaft bedauerte sie aufs heftigste die Verspätung. Aber alle verstanden, dass diese nichts gegen das Wetter unternehmen konnten, vor allem nicht hier im Norden.

Sie lachte ein wenig.

Wir lachten ebenso ein wenig.

Am Ende sagte sie, dass es auf diesem Flug keine Bedienung geben werde.

Das war eine vernünftige, aber traurige Mitteilung. Es war ein Bruch mit der Routine, eine Abweichung der Reise, und die Reisenden dulden solche Brüche nicht. Wir hörten auf zu lachen. Und plötzlich hörten wir das laute Gebrüll der Propeller und hoben im selben Augenblick ab, so steil, dass ich hinten in den Sitz gedrückt wurde. Die Vorhänge hinter der Stewardess standen beinahe gerade in die Kabine und unter uns konnte ich die Lichter der

Häuser und Straßen der Stadt sehen, unruhige Punkte, die in der Dunkelheit und dem Regen vorbeizogen. Bald waren sie ebenfalls verschwunden und wir rasten in die niedrigsten Wolken hinein, fielen wieder den Lichtern entgegen, die jetzt aus einer anderen Richtung zu kommen schienen, der Leuchtturm, der Hafen, die Boote. Wir stiegen erneut, höher und höher, brachen endlich durch die Wolkendecke und das Flugzeug lag in einer stabilen Kurve, als ob wir im Schutz des Himmels flögen.

Die Furcht lockerte ihren Griff um mich. Niemals hatte ich mich mehr darauf gefreut zu landen, heim zu kommen.

Ich wandte mich zu dem Mädchen zu. Sie blickte noch immer auf ihre Hände, die kleine Tasche in ihrem Schoß, die Knöchel waren weiß.

- Es gibt nichts zu befürchten, sagte ich.

Das war nicht gut formuliert. Ich musste mehr sagen.

- Du reist auch alleine?

- Ich fürchte mich nicht.

Ihre Stimme war mürrisch, beinahe trotzig, aber dennoch mit einem kindlichen Beiklang, sie sprach, als wären alle Sätze eine Frage.

- Musst du jemanden besuchen? fragte ich.

Wir, oder vielmehr ich, wurde vom Piloten unterbrochen. Er konnte vermelden, dass wir nun unsere Flughöhe erreicht hätten, zwölftausend Fuß, das wären fast viertausend Meter. Wieder wurden wir an die Sicherheitsgurte erinnert, es kämen unterwegs einige Turbulenzen auf uns zu, wir sollten inzwischen außerhalb des Sturmes fliegen, der sich über Leknes gelegt hatte und den ganzen Verkehr seit heute Morgen behindert hatte, aber in Stokmarknes wären die Wetterverhältnisse noch gut.

Er wünschte uns einen guten Flug.

Noch.

Er hätte dieses zweifelhafte Wort nicht sagen sollen, noch.

Ich schaute zur Stewardess. Sie saß angeschnallt, mit dem Gesicht zu uns, und ihr Gesicht war bleich und unbeweglich. Sie starrte gerade vor sich hin, aber tauschte keine Blicke mit jemandem aus. Sie sollte besser nicht so starren, dachte ich, sie sollte lächeln, ein komfortables Lächeln, eine gute Stimmung schaffen, das Beste daraus machen, sie war trotz allem unsere Krankenschwester, auf die wir unsere Angst richteten. Jetzt war sie angespannter als wir. Das konnte nichts anderes als ein schlechtes Zeichen sein. Vielleicht war das ihr erster Flug. Vielleicht hatte sie auch dieses grausame Wort bemerkt, noch.

Das Mädchen neben mir schlug plötzlich beide Fäuste in den Schoß.

- Ich muss zu meinem Vater, sagte sie leise.

Und da trafen wir trotzdem den Sturm, über den Lofotveggen, der schlimmste Ort um in einen Sturm zu geraten. Das Flugzeug schlenkerte seitwärts, so als ob wir einen holprigen Weg hinunter rutschten, der Sicherheitsgurt schnitt ins Hüftbein und ich wurde über die Armlehne gepresst und saß in einer unmöglichen Stellung, eingeknickt in der Mitte. Eine der Gepäckablagen sprang auf und ein Geigenkasten fiel heraus, einige schrien, es krachte gegen die Fenster, alles schüttelte und endlich schaffte es der Pilot die Maschine aufzurichten. Ich hörte das kolossale Brüllen beider Motoren, als er die Geschwindigkeit erhöhte und versuchte aus dem Sturm zu fliegen. Aber der Sturm war größer und schneller, wir wurden die ganze Zeit eingeholt, er umstellte uns, mit einem Orkan im Gefolge, und dann verloren wir an Höhe.

Zuerst fielen wir langsam, direkt hinunter, und dann war es genau so, als ob die Luft unter uns verschwand, der Fall wurde lang und heftig. Die Tasche des Mädchens wurde an die Decke geschleudert und etwas zerbrach. Ich war dabei den Atem zu verlieren, wurde beinahe aus dem Gurt gerissen, und ich begann an die Berge zu denken, die scharfen Gipfel und steilen Abhänge, gegen die wir fielen, oder zwischen die wir stürzen würden. Ich lenkte meine Gedanken in eine andere Richtung, an die Heimkehr, bald war ich zuhause, aber dieser Fall nahm kein Ende, und vielleicht war ich für einen Augenblick abwesend, denn plötzlich hatten wir angehalten, so wirkte es, wir standen mitten im Sturm und stießen und stießen gegen eine Wand aus Wind und wir bewegten uns nicht vom Fleck, wir waren außerhalb von Zeit und Raum, der Lärm war ohrenbetäubend und alles zitterte und vibrierte, es war genau so als ob das ganze Flugzeug jederzeit auseinanderfallen könnte. Ich klammerte mich fest an den Sitz und warf einen flüchtigen Blick auf die Stewardess. Die Schminke lief ihr über die Augen und ihr Blick war voller Entsetzen und dieses Entsetzen machte uns, die Passagiere, nur noch verzweifelter.

Dann wurde alles vollständig still.

Ich konnte nicht einmal mehr die Motoren hören, nur jemanden, der leise weinte, so wie jene weinen, die bereits aufgegeben haben - das war der Soldat und der Musiker, der Geigenkasten lag unter seinem Sitz. Die anderen saßen mit gefalteten Händen da, es sah aus als ob sie lautlos beteten.

Da drehte sich das Mädchen zu mir, die blaue Haarspange zog die Stirn nach hinten in einen grauen, strammen Bogen, aber die Falten um ihre Mundwinkel waren verschwunden, weil sie lächelte. In der Plastiktasche, die sie um den Hals hängen hatte, konnte ich ihren Namen lesen.

Sie hieß Sara.

- Es gibt nichts, vor dem man sich fürchten muss, sagte sie.

- Gut, flüsterte ich.

- Gut, ahmte sie nach. Gut.

In meinem Schoß lagen Scherben von etwas, das eine kleine Keramikfigur aus Saras Tasche gewesen sein musste, ein Kopf, ein Fuß, vielleicht ein Geschenk, das sie für ihren Vater mitnehmen musste.

Ich gab ihr die Reste.

- Du kannst sie bestimmt wieder zusammenleimen, sagte ich.

Sara lachte und warf alles auf den Boden zwischen uns.

- Wir werden sowieso abstürzen.

- Das werden wir nicht, Sara.

Ihr Lächeln verschwand für einen Augenblick.

- Woher weißt du wie ich heiße?

Ich zeigte auf die Plastiktasche.

- Es steht hier. Magst du nicht, dass ich Sara sage?

Sie riss ihre Schnur ab.

- Ich hoffe wir stürzen ab!

Draußen war alles dunkel und unsichtbar. Die Vorhänge hinter der Stewardess hingen gerade herunter, die einzige Bewegung war Zittern in den blauen Falten des Stoffes. Ihr Gesicht war gezeichnet von Tränen und Schminke, die Augen trocken und weit geöffnet. Trotzdem sah es so aus als würde sie schlafen. Eine ihrer Hände hatte sie blutig gekratzt. Was passiert, wenn man nicht einmal mehr Furcht empfindet?

Es war genau so, als ob der Wind die Maschine in die andere Richtung zwingen würde, in das Ende des Sturmes.

- Ich hoffe wir stürzen ab! wiederholte Sara.

Es lag etwas sowohl trotziges als auch triumphierendes in ihrer Stimme. Es war keine Frage, sondern ein Befehl.

- Sag so etwas nicht, flüsterte ich.

Aber Sara redete weiter so.

- Oder wir fliegen direkt gegen eine Felswand!

Sie schlug die Hände zusammen.

- Die Piloten wissen genau wo sie fliegen, selbst wenn es dunkel ist, sagte ich.

Sara lachte nur.

- Und alle werden sterben!

Da hielt es die Stewardess nicht mehr länger aus. Sie beugte sich plötzlich nach vor, als wäre sie gerade erwacht, so weit sie mit dem strammen Sicherheitsgurt konnte.

- Jetzt halt deinen Mund, du kleine Göre!

Sara starrte sie nur, beinahe hochnäsig, an.

- Du wirst auch sterben!

Die Stewardess hielt ihren Arm fest und schüttelte ihn.

- Sei still! Hörst du! Sei still!

Sara riss sich los.

Ich versuchte ihre Hände zu nehmen.

- Keiner wird sterben, sagte ich. Bald sind wir gelandet.

Aber Sara hörte nicht hin.

Sie sagte, lächelnd und sachlich:

- Und wenn ich tot bin muss ich Vater nicht besuchen. Ich hoffe wir stürzen ab!

Dann hörte alles auf. Selbst die kleinen Wellen in den Vorhängen waren zu sehen. Die letzten Geräusche wurden zusammengesaugt zu einem Knistern in den Lautsprechern an der Decke und ich war eingesperrt in meinem eigenen, schmerzenden Körper.

Wir fielen.

Die Keramikteile rollten zu den Schuhen der Stewardess. Der Geigenkasten rutschte den Mittelgang entlang und traf die Cockpit-Tür. Ich wurde nach vorne gepresst, oder nach hinten, hätte sich der Sicherheitsgurt gelöst wäre ich gefallen. Das Blut schoss mir in die Ohren, als würde ich ins Wasser sinken, schwere Schläge hinter den Trommelfellen, ein unmöglicher Druck, Meine Brille fiel runter und blieb am Boden liegen und ich schaffte es nicht einmal zu blinzeln.

Wir wurden vom Sturm mitgerissen.

Sara verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Ich vermeinte ein flackerndes Licht zu sehen. Das musste ein Stern gewesen sein, oder Flammen.

Und dann landeten wir mit einem Mal.

Das Flugzeug richtete sich auf, die Geräusche waren erneut zu hören, so als ob wir endlich aus dem Wasser aufgetaucht wären, und mit einem grausamen Knall kamen wir auf dem Boden auf.

Keiner jubelte, keiner klatschte.

Wir blieben nur stumm sitzen, beinahe verwundert.

Die Stewardess stand als erste auf. Sie löste Saras Sicherheitsgurt und nahm vorsichtig ihre Hand.

- Wir sind jetzt angekommen, flüsterte sie.

Die Tür wurde geöffnet und Sara folgte ihr gehorsam.

Und ich schloss mich ihnen an.

Ich fand meine Brille beim Ausgang, ein Glas war zerbrochen, ich setzte sie trotzdem auf und stoppte ganz oben auf der Treppe. Wir hatten am Ende der Rollbahn quer geparkt, am Rand der Meerenge. Ich bemerkte diesen eigentümlichen Geruch von Tang und Mist und niemals fand ich ihn herrlicher. Ich hörte das Meer in der Dunkelheit. Die Lichter auf der Brücke hingen in einem unruhigen Bogen. Zwei Feuerwehrautos und ein Rettungswagen waren vorgefahren.

Sara setzte ihre Füße auf den Erdboden, prüfend, als ob sie immer noch nicht glauben konnte, dass wir gelandet waren, und stand lange so da.

Dann sah sie jemanden unter all denen, die beim Tower auf uns gewartet und die vielleicht das Schlimmste befürchtet hatten. Es war ein Mann im mittleren Alter, in einer weiten, flatternden Windjacke. Er war gut sichtbar in dem grellen Licht des Rettungswagens. Er hob den Arm, winkte, und zog seine Mütze, wedelte auch mit ihr. Sein Haar war dünn und wirkte als würde es gleich von seinem Kopf geblasen werden. Sara begann ihm entgegen zu gehen, zuerst langsam, beinahe zögernd und widerwillig, und er kam ihr entgegen, doch bald liefen beide und sie warf sich in seine Arme. Der Vater hob seine Tochter hoch, hielt sie fest an sich und sie wurde das Kind, das sie war.

Hinter mir wurden die anderen Passagiere ungeduldig.

Die Stewardess half mir die glatten Stufen hinunter.

Ich ging rasch in die kleine Ankunftshalle. Da war niemand, der auf mich wartete. Ich sah auch niemanden den ich kannte, oder der mich erkannte. Alle hatten genug mit sich selbst zu tun. Ich wandte ihnen den Rücken zu. Mein Koffer war wie üblich der letzte auf dem Band. Am Ende stand nur noch ich da. Wäre der Sturm nicht gewesen, wäre ich noch am selben Abend weitergefliegen.

1.6. Die Ruhestätte

Der Autor in dieser Geschichte hatte einen großen Literaturpreis für einen Roman erhalten, den er schon vor langer Zeit abgeschlossen hatte. Endlich, nach vielen Feierlichkeiten, Reden und ebenso vielem Händeschütteln konnte er sich mit den Repräsentanten des Verlags in einem stillen Restaurant in der Nähe zusammensetzen und kaltes Bier trinken, etwas, auf das er sich während der ganzen Zeremonie schon gefreut hatte. Da erhob sich der Verlagschef und hielt noch eine Rede, die glücklicherweise vorbildlich kurz war, aber die so beendet wurde:

- Und wir wollen Ihnen daher gerne einen Stuhl schenken!

Alle um den Tisch herum applaudierten kräftig und der Autor verstand sofort, dass es schon lange geplant gewesen war, ihm einen Stuhl zu geben, wenn er den großen Preis bekommen würde, der abhängig von der Betrachtungsweise, sowohl als Überraschung, als auch als Bekräftigung gemeint war. Er bekam daraufhin ein stilvolles Modell eines Designerstuhls überreicht, mit einer hohen, schmalen Rückenlehne und entsprechend langem Sitz, eine Art Prototyp, so groß, dass er in ein modernistisches Puppenhaus passen könnte, eine symbolische Geste, oder vielmehr eine konkrete Erinnerung an den echten Stuhl, den er sich bald anschaffen konnte. Er bekam dazu eine Karte, welche die Mitarbeiter des Verlags unterschrieben hatten und auf der geschrieben stand: *Diese Karte können Sie gegen einen Stuhl nach ihren Wünschen einlösen.*

Der Autor stand rasch auf und bedankte sich.

- Ich denke Sie wollen, dass ich mich auf meinen Lorbeeren ausruhe, sagte er.

Diese Äußerung löste große Heiterkeit und lautstarkes Gelächter, aber auch Proteste aus und die Kellner trugen mehrere Flaschen an den Tisch. Später am Abend, oder besser gesagt in der Nacht, wurde daher der Autor, der ansonsten als Mann bekannt war, der munter und betrübt zugleich ist, introvertiert und wortkarg.

Seine Agentin setzte sich neben ihn und schenkte ihm ein.

- Stimmt etwas nicht? fragte sie vorsichtig.

- Nein nein.

- Ja, wenn du das sagst.

- Ich möchte wieder mit dem Schreiben anfangen, flüsterte der Autor.

Er ging heim, schlief zwei Tage lang und wachte am dritten Morgen ungeduldig auf, beinahe aggressiv und wusste sogleich, dass keine Zeit mehr zu verlieren war. Er nahm seinen Bademantel, machte Kaffee und trug die Tasse auf den Dachboden, wo er sein bescheidenes Arbeitszimmer hatte. Er setzte sich vor seinen Computer, schaltete ihn ein, öffnete ein neues

Dokument, das er ganz einfach 2002-2003 nannte, um einen Zeitraum zu markieren, der sowohl einen Abschied, als auch eine Einladung beinhaltete, mit anderen Worten einige Monate herrlicher Möglichkeiten. Aber während ihm der blanke Bildschirm entgegenleuchtete, mit einer größeren Leere als eine weiße Seite jemals enthalten könnte, verschwand dieser Hunger, den er schon lange nicht mehr verspürt hatte und der notwendig war, um mit etwas Neuem in Gang zu kommen. Jetzt waren sie fort, die Wachsamkeit, der Hunger, er hatte sein Gespür verloren, den Halt, und er saß da und starrte aus dem Fenster. Zu dieser Jahreszeit, März, sowohl weiß als auch schmutzig, konnte er hinunter bis an den Fjord sehen, der wie ein Eisenstrich zwischen den Stämmen liegt, die zusammen die Allee bilden, die zu dem Haus hinauf führt, in dem ich wohne.

Bildschirm, Fenster: Stilleben.

Dies schrieb er nicht.

Dann kam der Niederschlag, ein undeutliches Gemisch aus Regen und Schnee, das die Konsistenz änderte sobald es sich dem Boden näherte und sich dort als grauer Matsch ausbreitete, der ihn an das Frühstück erinnerte, das er in der Volksschule bekam, die er einmal besucht hatte. An den zähen Haferbrei und an die Geräusche von Löffel, hundert Stück, vielleicht noch mehr, in den kleinen Händen der Kinder, die gegen die Ränder der glatten Schüsseln schlugen, während sie jeder für sich, in jedem Fall er, weil was wusste er schon von den anderen, an den Tag dachte, der noch vor ihm lag, ein Nebel von Möglichkeiten und Gefahren. Welches Genre war das? Regen ist Poesie. Schnee ist Prosa. Aber Schneeregen ist nur ein Bastard, ein Filmmanuskript das niemals einen Produzenten finden wird.

Selbstverständlich schrieb er auch das nicht auf.

Er ging hinunter und blätterte durch die Zeitungen, die sich bei ihm angesammelt hatten. Darin stand etwas über ihn geschrieben. Er sagte darin Dinge, die er zuvor immer wieder mit anderen Worten ausgesprochen hatte, er lächelte sogar über einige der Bilder. Dann fand er einen Brief. Er war von der Gemeinde Oslo, genauer gesagt vom Siebzehnten Mai-Komitee. Ob er am Nationalfeiertag nicht eine Rede halten möchte am Grab des großen Dichters? Da fiel ihm auf, dass das der berühmte Augenblick war, der vorher und nachher heißt, oder näher bestimmt, genau zwischen vorher und nachher. Vor dem Preis und nach dem Preis. Wie viele solcher Augenblicke hat man schon in einem gewöhnlichen Leben? Früher wurde er in die Rock-Clubs der Stadt eingeladen. Jetzt wollen sie ihn auf dem Friedhof haben. Mit einem Male fühlte er sich alt und bedeutungsvoll, das heißt unsichtbar und überflüssig. Er ging wieder zurück auf den Dachboden und schrieb eine E-Mail an die Gemeinde Oslo.

Selbstverständlich wolle er die Rede am Grab des großen Dichters halten. Dann öffnete er das Dokument 2002-2003 und schrieb nur dieses eine Wort: *Erfolg*.

Das Telefon läutete.

Es war seine Agentin.

- Wie geht's? fragte sie.

- Ganz gut.

- Es ist auch nichts passiert?

- Nein, gar nichts. Sollte etwas passiert sein?

- Hast du einen Stuhl gefunden?

- Was?

Ein Seufzer in der Leitung.

- Einen Stuhl. Unser Geschenk an dich.

- Ich habe mich noch nicht entschieden.

Er legte auf. Jetzt wusste er es. Es war der Stuhl, der ihn geplagt hatte. Das zweifellos großzügige Geschenk des Verlags. Zwei Angelegenheiten treffen aufeinander und stören die Balance. Zwei Stimmen in ihm kämpfen um Aufmerksamkeit, welche davon ruft lauter, welche Stimme hat das meiste zu sagen? Er wusste es nicht. Sein Werk konnte in diesem entscheidenden oder verhängnisvollen Moment noch mit diesen Worten zusammengefasst werden: Stuhl, Rede, oder in umgekehrter Reihenfolge, Rede, Stuhl.

Es läutete wieder.

- Bist du da? fragte sie.

- Hätte ich sonst den Hörer abnehmen können?

- Red bitte nicht so mit mir.

- Natürlich bin ich da.

- Hast du schon zu schreiben begonnen?

Er brach dieses Gespräch ebenfalls ab, legte zum zweiten Mal auf und nahm ein Taxi ins Zentrum, zur Møllerstraße, der traditionellen Möbelstraße der Stadt. Er musste diesen Einkauf erledigen. Er musste ihn hinter sich bringen. Er begann mit dem ersten Geschäft. Hier waren Stühle in allen Formen und Preisklassen, Farben und Qualitäten, es gab Sessel, Küchenstühle, Arbeitsstühle, Lederstühle, Ruhestühle, mit und ohne Schemel, mit und ohne Armlehnen, es gab den berühmten Stresslösenden, Norwegens Geschenk an die Welt, und den ebenso berühmten Sitzsack, der zur Not auch als Stuhl klassifiziert werden kann. Aber er wusste noch immer nicht, wofür er den Stuhl gebrauchen könnte, abgesehen von dem, was alle Stühle ungeachtet ihrer Form gemeinsam haben, nämlich darin zu sitzen. Weil ein Möbel,

das die Funktion darauf zu sitzen nicht erfüllt, was ja die Idee des Ganzen ist, ganz einfach nicht Stuhl genannt werden kann.

Aber ist zum Beispiel ein Stein, der von Natur aus so geformt ist, dass man darauf sitzen kann, oder eine Baumwurzel, auch ein Stuhl? Nein, der Stuhl ist von Menschen gemacht, der Stuhl ist kein Zufall der Natur.

Er ging unverrichteter Dinge über die Straße ins nächste Geschäft.

Dort war die Auswahl noch größer. Und es fiel ihm auf, dass diese Vielfalt, die großen Gemeinsamkeiten der Stühle und das individuelle Menschengewimmel ihm keine Freiheit gaben, sondern eher seine Möglichkeiten begrenzten. Er konnte sich nämlich nicht entscheiden. Dieses Paradoxon plagte ihn, während er in dieser möblierten Fiktion, diesen falschen Heimen umherwanderte. Die anderen Kunden, die meisten waren Frauen im mittlerem Alter, für gewöhnlich in Begleitung, setzten sich an die schönen Tische, die sowohl für den Alltag als auch für Feste gedeckt waren, stoppten in den Schlafzimmern, und befühlten die Betten, einige gingen sogar so weit und legten sich hinein, um auf diese Art weiter in diesen stilisierten Einrichtungen zu leben und vielleicht eine Vorstellung zu bekommen von einem Traum, der niemals in Erfüllung gehen wird.

Er fuhr wieder mit dem Taxi heim, setzte sich an den Computer und rief seine E-Mails ab. Das Siebzehnte Mai-Komitee der Gemeinde Oslo dankte überschwänglich für seine schnelle und positive Antwort, sie freuten sich auf die Zusammenarbeit und versprachen, genauere Details zur Veranstaltung nachzureichen.

Die Sonne schien durch das Fenster und blendete ihn für einen Augenblick.

Er schrieb: *Erfolg ist ein umständlicher Weg zum Sterben.*

Weiter kam er nicht. Es stand still. Die Sprache erstarb sozusagen zwischen seinen Fingern, bevor er noch wusste, was sich in ihm entwickelte, ob es ein Roman war, ein Gedicht, eine Kurzgeschichte oder vielleicht nur eine Replik in einem Hörspiel. Er verlor buchstäblich den Halt und begann stattdessen an der Rede zu schreiben. Eine Rede war etwas handfestes, an eine bestimmte Gelegenheit geknüpftes, ein Auftrag mit klarem Rahmen, begrenzt in Zeit und Raum. Die Rede war ortsgebunden. Das könnte ihm gefallen. Die Rede musste stattfinden. Er wollte das Bild des Autors zeichnen, das größer war als seine Literatur, ja, größer als die Nation, die ihn hervorgebracht hatte, ein Riese, so wie er auf dem Sockel vor dem Nationaltheater platziert war, generös, kraftvoll, wie eine offene Einladung, ganz im Gegensatz zu dem Dramatiker auf dem Sockel daneben, grimmig und verschlossen und unwillig, selbst wenn der ohne Zweifel der größere Autor war. Aber beide standen mit dem Rücken zu ihrem Theater, dem Publikum zugewandt, genauer gesagt dem Parlament und dem

Taxistand. Langsam aber sicher, im Laufe dieser Woche, während er seine erste Grabrede schrieb und der Frühling gleichzeitig seine Ankunft meldete, fühlte er den guten Fluss, der sich zuerst wie eine physische Erfahrung entwickelte, die danach von einer Art intellektueller Befriedigung abgelöst wurde, oder vielmehr einer Mühelosigkeit, weil man nach harter Arbeit einen Widerstand überwunden hat, eine Schwerkraft sozusagen, und auf diese Weise schrieb es sich aus den Naturgesetzen hinein in die Kunst.

So empfand er das, speicherte die Rede in einem neuen Dokument das er ganz einfach *Friedhof Unser Heiland* nannte, es gab keinen Grund das schwieriger zu machen als es war, und er fühlte sich in einer derartig gehobenen Stimmung, dass er beschloss den Stuhl anzuschaffen, ein für alle Mal.

Er rief seine Agentin an.

- Kommst du mit zu Ikea? fragte er.

Lange Stille am anderen Ende.

- Ikea?

- Ja. Ikea. Warum nicht?

- Hast du, ich meine, hast du wirklich vor, den Stuhl dort zu kaufen?

- Ja. Das habe ich.

- Bei Ikea?

- Du hast gehört, was ich gesagt habe.

- Also gut.

- Kommst du mit oder kommst du nicht mit?

Sie trafen sich auf der Karl Johan Straße und nahmen den Bus von Ikea, der außerdem gratis war, zum Möbelhaus. Es war kaum ein Sitzplatz frei. Die Passagiere, ältere Ehepaare, die ohne ihre Mindestpension zu verwenden eine Fahrt machen konnten, Studenten, die bereits ihre Studiendarlehen aufgebraucht hatten, ungezogene Kinder, die den Mittelgang verwüsteten, Obdachlose, die für eine kurze Zeit einen Platz zum Schlafen hatten, Einwanderer, die einen Flickenteppich und Bilderrahmen kaufen wollten. Überhaupt, es war ein echter norwegischer, farbenreicher Ausflug, risikofrei, wie gesagt gratis, und retour am selben Abend.

Die Agentin sank in den Sitz neben ihm.

- Ich mache mir wirklich Sorgen um dich, flüsterte sie.

- Sorgen? Wirklich?

- Ich dachte du wolltest vielleicht die Messlatte ein wenig höher hängen.

- Findest du nicht, dass sie hoch genug ist?

- Ich verbitte mir, dass du so mit mir redest.
- Was meinst du?
- Du könntest dir einen Stuhl aus Kopenhagen oder Helsinki bestellen. Oder aus London wenn wir schon dabei sind!

- Du weißt genau, dass ich meinen Stuhl am liebsten in Oslo finden möchte.
- Aber du hast doch gesagt, dass du ihn nicht gefunden hast!
- Ich habe gesagt, dass ich mich nicht entscheiden konnte. Das ist etwas ganz anderes.
Die Agentin seufzte tief.

- Ich dachte nur, dass es vielleicht an der Zeit wäre international zu denken.
Der Autor seufzte ebenfalls, genauso tief.

- Ein englischer Stuhl ist auch nicht besser als ein norwegischer Stuhl.

Der Bus hielt vor dem riesigen Möbelhaus und sie folgten der Schlange ins Erdgeschoss, wo die Kinder im schallgedämpften Spielraum aufbewahrt wurden, wie eine Art Ferienkolonie, damit die Eltern in Ruhe ihr Geld ausgeben konnten. Die Norweger geben europaweit das meiste Geld für Möbel aus, während die Italiener das meiste für Kleidung ausgeben. Sie gehen aus. Die Norweger bleiben zuhause. Dort müssen wir etwas zu tun haben. Wir möblieren neu. Und wenn wir zufrieden sind, brauchen wir auch etwas über das wir reden können, und da reden wir über das schlechte Wetter, bei dem wir keine Lust haben hinaus zu gehen. Da liegt eine Art nationale Logik darin.

Die Agentin nahm den Autor am Arm.

- Reiß dich zusammen, flüsterte sie.

Der Autor wollte auch das überstanden haben und lieber Tatkraft und Willensstärke zeigen als guten Geschmack. Er stürzte sich auf den erstbesten Stuhl, den er sah. Ein einfacher Lehnstuhl, niedrig, mit grünem Bezug, gebogenen, breiten Armlehnen und einem eleganten Fußschemel. Er hieß Reidar.

Er setzte sich auf Reidar.

- Dieser, sagte er laut.

Die Agentin rollte demonstrativ mit den Augen.

- Ist das dein Ernst?

Der Autor nickte.

- Du bezahlst, sagte er.

Die Agentin blickte lange auf das Preisschild.

- Er ist billig, sagte sie.

- Aber ist das nicht toll? Dass er billig ist?

- Da liegt der Fehler.

Er verstand natürlich was seine Agentin meinte, aber er hatte keine Lust mehr zu diskutieren. Sie gingen zur Kasse, sie bezahlte, zutiefst beschämt, danach konnten sie Reidar, oder das was Reidar werden sollte, in einem flachen Paket aus dem Lager abholen. Auf dem Weg in die Stadt, wieder mit demselben, farbenreichen Bus, sagte die Agentin nicht ein einziges Wort und den Autor überkam plötzlich das Bedürfnis, sie zu trösten.

- Ich werde dieses Jahr die Rede auf dem Friedhof Unser Heiland halten, sagte er.

Die Agentin lächelte müde.

- Ja, ja, das ist schon mal ein Anfang.

Er kam heim, öffnete sofort das Paket und nahm die Einzelteile heraus, die Armlehnen, den Rücken, die Nackenstütze, den Schemel, die Beine. Aber nachdem er versucht hatte diese amputierten Teile von Reidars Körper zusammenzuschrauben, ohne besonders viel Glück dabei zu haben, sah der Autor ein, dass seine poetische Logik, seine Kenntnis über die dunkle Dramaturgie der Erzählung, über die Abfolge der Begebenheiten, sich nicht anwenden ließen auf diese banale und praktische Herausforderung, nämlich Reidar zusammenzusetzen. Reidar war widerspenstig. Hier galten andere Gesetze. Reidar kam aus einer anderen Welt als die Fiktion. Glücklicherweise kam er mit einer Gebrauchsanweisung einher. Während er diese gründlich studierte, wurde er, soweit das überhaupt möglich war, noch verwirrter, das könnte genauso gut die Gebrauchsanweisung einer Kanone, eines Modellfliegers, oder eines Toasters sein. g muss zusammengeschraubt werden mit f und die Schrauben c und d sollen an b festgeschraubt werden, der in einem rechten Winkel zu a stehen soll. Er schuftete zwei Tage lang. Reidar war lange trotzig, begann aber nach und nach doch sich selbst zu ähneln. Etwas war trotzdem nicht richtig. Reidar war nicht so wie er sein sollte. Reidar wackelte. Reidar stand schief. Und am dritten Morgen erkannte er den Zusammenhang, es fehlte eine Schraube. Daher war es unmöglich d zum Stützen von g zu bekommen. Er rief sofort im Möbelhaus an und fragte brüsk, ob sie ihm diese Schraube im Laufe des Tages schicken könnten. Dem wurde mit lautem Gelächter begegnet. Nein, sie hatten keine solche Schrauben lagernd und erklärten, dass sie die selbstverständlich bei der Fabrik in Schweden bestellen müssten. Also gut, damit wurde der Stuhl am Ende dennoch international, aber könnte er die Schraube noch im Laufe der Woche bekommen? Erneutes Gelächter, diesmal verärgert und erschöpft, ob ihm nicht klar wäre, dass am Freitag der siebzehnte Mai sei und das ein besonders langes Wochenende zur Folge habe, sodass er die bestellte Schraube auf jeden Fall erst frühestens am Dienstag bekommen könne.

Er legte auf und verbrachte lieber die nächsten Tage damit, an seiner Rede zu feilen, er sollte diesmal endlich auf den Tisch schlagen und die großen Worte gebrauchen, die für tot und machtlos erklärt wurden, als der Modernismus und Überfluss ins Land einzogen, statt dessen jedoch blieben diese großen Worte, zum Beispiel Liebe, Sinn, Glaube, den a- und b-Seiten der Singles überlassen. Er wollte mit anderen Worten die großen Worte an Bjørnsons Grab gebrauchen, und als dies vollbracht war, er die großen Worte niedergeschrieben hatte, aufgeschrieben, kaufte er einen neuen Anzug und eine Fliege in den norwegischen Farben, und frühzeitig am siebzehnten Mai ging er hinunter zum Friedhof Unser Heiland, wo es bereits voll war von festlich gekleideten Menschen, da es an diesem Morgen strahlend hell war, die Geschichte und das Wetter waren auf der selben Seite und sie gingen in eine höhere Einheit des Himmel auf. Er wurde vom Siebzehnten Mai-Komitee der Stadt empfangen, dem Bürgermeister und dem in der Nationaltracht gekleideten Anführer der Partei, die derzeit an der Macht saß.

Er bekam seine Instruktionen. Zuerst sollte er seine Rede halten, nicht mehr als vier Minuten, so wie es ausgemacht war, dann sollte er Blumen niederlegen und zum Abschluss würde der Akademische Chor die Nationalhymne singen, vier Strophen.

- Ich bin nicht mehr an Bjørnsons Grab gewesen, seit ich in die Volksschule gegangen bin, sagte der Autor.

Der Parteiführer sah einen Augenblick beunruhigt zu ihm herüber.

- Warum das?

- Daher ist das heute etwas Besonderes, sagte er. Eine Rede dort zu halten. Ich dachte daran, genau das zu erwähnen.

- Aber Sie sollten doch die Rede an Ibsens Grab halten.

Er sah gegen die Sonne, die ihn blendete, während er die Rede in der Tasche zerknüllte.

- Ibsen?

- Ja, natürlich.

Der Bürgermeister wurde ungeduldig, die Zeit wurde bereits knapp, er ging zwischen ihnen wie ein Gefangener vor zum Grab, wo ein Mikrofon aufgestellt war. Alle klatschten, es stand eine große Menschenmenge vor ihm, und er konnte den Verlagschef, die Redakteure und Agenten unten am Weg sehen. Einige Kollegen waren ebenfalls erschienen, sie winkten ihm zu. Da quietschten die Lautsprecher. Ein Vogel flog von einem Baum. Dann wurde es still. Jetzt war er an der Reihe. Seine Hand hielt immer noch die Rede fest, die im gleichen Augenblick unbrauchbar geworden war, ungültig, und er suchte die anderen Worte, die

richtigen Worte in diesem Zusammenhang, an Ibsens Grab, er räusperte sich, er reinigte seinen Hals, er hustete. Aber die Worte waren nicht da. Sie kamen nicht. Er schloss die Augen und holte Luft. Solch eine Fiktion holt sich ihren Grundstoff aus dem Leben, aber ohne dem Leben selbst zu gleichen, das Leben ahmt auch die Fiktion nach. Wenn es darauf ankommt, oder bei den banalsten Gelegenheiten, sucht das Leben in der Fiktion seine Zuflucht. Und die traurige Fiktion versäumt es niemals einen daran zu erinnern, dass sie auf einer wahren Geschichte basiert. Jetzt kam es darauf an. Und weil er keine andere Wahl hatte, wählte er die selbe Methode, in die, wenn es darauf ankam, die Hauptperson in dem Roman Zuflucht nahm, für den der Autor in dieser Geschichte, wie bereits erzählt, den Preis erhielt.

Er blieb stumm.

Es war seine Wirklichkeit, in diesem Moment, der blaue, strahlende Himmel über dem Friedhof, die Stille und die norwegischen Flaggen im Wind, es war historische Idylle an allen Ecken und Enden.

Das festlich gekleidete Publikum harnte in Spannung aus.

Aber er war und blieb stumm.

Sie warteten vergebens.

Er war sich sicher, dass er eine Ameise hören konnte, die zwischen den Gräbern kroch.

Er dachte: Die Stille ist eine fehlerfreie Rede.

Einige begannen zu buhen. Andere lachten nur. Kinder schrieten. Der Akademische Chor stand mit der Nationalhymne auf der Zunge bereit.

Wie lange soll die Stille andauern, bevor sie zu Ende ist?

Er sah auf die Uhr.

Da wurde er vom Siebzehnten Mai-Komitee umringt.

Der Parteiführer schob ihn zur Seite und legte selber die Blumen an das Grab, er taumelte zurück, als sich das Publikum umdrehte und begann so schnell er konnte zu laufen, aus dem Friedhof hinaus, bis er ein leeres Taxi fand, das ihn nach Hause fuhr. Dort verschanzte er sich verängstigt und zu Tode erschrocken oben am Dachboden, in seinem Arbeitszimmer.

Nach einer Weile klingelte es.

Er zuckte zusammen, in dem Glauben, dass er nun die Verantwortung für seine Unverschämtheit tragen musste, sein schamloses Auftreten, und da das Schweigen nicht nur auf dem Friedhof Unser Heiland, sondern auch am siebzehnten Mai eingetreten war, nahm der Skandal nationale Dimensionen an, erfasste das ganze Land, es könnte in den Nachrichten

stehen. Es klingelte erneut, und am Ende hielt er es nicht mehr aus, er musste es überstehen, vielleicht war es sogar seine Agentin, die ihn trösten oder fertigmachen wollte, ein für alle Mal. Er ging daher hinunter und öffnete die Tür mit einem unruhigen, besorgten, aber nicht minder schamvollen Blick, der hinaus in die Welt sah, die er so sehr beleidigt hatte.

Ich war es, der vor der Tür stand.

Ich reichte ihm ein Paket.

- Bitte sehr.
- Was ist das?
- Die Schraube.
- Schraube?
- Für Reidar.
- Kommt sie heute?
- Wir lassen unsere Kunden nicht im Stich, sagte ich.

Er schließt die Tür und geht wieder hinauf in sein Arbeitszimmer auf dem Dachboden, und auf eine einfache, schnelle Art und Weise schraubt er endlich den Rücken an dem Sitz fest, und setzt sich, der Stuhl funktioniert, er kann darauf sitzen, der Stuhl hat seinen Sinn erfüllt, er ist eins mit seinem Zweck, schön und praktisch, das ist unbestreitbar, und er fällt natürlich in einen tiefen Schlaf, in diesem ermüdendsten und nicht weniger unwahrscheinlichsten aller Genre, dem Perfektionismus.

1.7. Oscar Wildes Aufzug

Peder Sand flog nach Paris um seine Frau zu betrügen.

Das war ebenso ausgeklügelt und niederträchtig wie banal. So wie auch er nach und nach immer tiefer gesunken war, zu einem Dasein so zweifelhaft und verlogen, dass er kaum noch seiner Stimme vertrauen konnte und noch weniger seinen eigenen Worten. Dennoch tat er es. Mit offenen Augen tat er alles, was er verachtete und was er hoch und heilig versprochen hatte niemals zu tun, und er schaffte nicht, das sein zu lassen, dafür sehnte er sich zu sehr danach: Er kaufte zwei Flugtickets mit unterschiedlicher Abflugzeit, reservierte zur Sicherheit ein Doppelzimmer und ein Einzelzimmer im *L'Hotel*, um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein, brütete eine glaubwürdige und einfache Lüge aus, so nahe an der Wahrheit wie nur möglich, und am ersten Freitag im Oktober flog also Peder Sand nach Paris um seine Frau am Samstag zu betrügen.

Sie sind einander das erste Mal im Frühling 1978 im Tischtennisraum des Kringsjå Studentenheims begegnet. Beate Ram studierte Psychologie. Peder Sand machte ein Vordiplom in Norwegisch. Sie war die beste beim Aufschlag, er war der beste im Anschneiden. Zwei Wochen später spielten sie ein Doppel gegen Philosophiestudenten aus dem Studentenheim Sogn und schlugen sie haushoch. Das wurde mit viel Bier im Chateau Neuf gefeiert. Am nächsten Morgen wachte er mit einem Kater neben Beate Ram auf ihrem Schlafsofa auf. Es war sehr eng, aber als er sich auf sie legte war wieder mehr als genug Platz. Am ersten Mai schlossen sie sich einem Protestzug der Faglig-Front auf dem Grønlandsplatz an und schrieen Parolen wie *Freie Abtreibungen* und *Freies Palästina* mit. Am Abend aßen sie im Larsen. Peder wollte sie einladen, aber Beate bestand darauf, selbst zu bezahlen. Also teilten sie die Rechnung, und er nahm sie mit in seine Wohnung. Als der Sommer kam, fuhren sie Interrail. Beate wollte nach Italien, Peder nach Spanien. Sie fuhren nach Frankreich. Das Hotel in Paris kostete acht Francs und jeden Abend konnten sie eine Kakerlake sehen, die aus einem Spalt in der Ecke der Decke kroch und genau über ihnen hängen blieb, in der Wärme ihrer Körper. Sie nannten die Kakerlake Ikaros. In Juan les Pins hörten sie Muddy Waters und schliefen zwei Nächte lang nicht. Sie heirateten im Rathaus, nachdem Peder fertig war mit seinem Studium in Norwegisch und Beate ihr Praktikum machte. Sie bekamen eine Tochter, die sie Ingrid nannten. Sie entschied sich schon sehr früh dazu Geologie zu studieren, in einer Stadt möglichst weit entfernt von ihren Eltern, aus Gründen welche diese niemals ganz verstanden. Von da an wurden sie einander zur Gewohnheit, manche würden sagen zur Ungewohnheit. Beate arbeitete bei der Jugendfürsorge und hatte Schweigepflicht. Er war

Redakteur für Hobbybücher in einem großen Verlag und hatte nichts über das er reden konnte. Sie spielten auch kein Tischtennis mehr, obwohl sie damals die besten im Doppel waren.

Peder und Beate waren glücklich, da ihnen bisher noch kein Unglück widerfahren war.

Dann trat Sara Holm in Peder Sands Leben, das heißt, sie kam zuerst in sein Büro, ohne anzuklopfen.

- Könnt ihr alle kein Norwegisch hier im Haus? fragte sie.

Peder sah auf und tat, als ob sie ihn gestört hätte.

- Entschuldigung, aber wer sind Sie?

- Sara Holm. Die neue Korrekturleserin.

Sie breitete einige Papierbögen vor ihm aus. Es war das Manuskript einer der Herbstausgaben: *Bastle deine eigenen Serviettenringe*. Aber Peder Sand befasste sich jetzt nicht damit, sondern sah stattdessen auf Sara Holm und konnte seine Augen nicht von ihr abwenden, von ihren kurzen Haaren, ihrem herzförmigen Gesicht, dem Schmuck um ihren Hals, einem silbernen Kreis an einer schwarze Kette, dem gelbem Kleid, das sich um ihre kräftigen Hüften spannte und von den roten, flachen Schuhen. Er war mit anderen Worten geblendet, aber danach erinnerte er sich an nichts mehr von dem, nur noch an diese Begierde, welche ihn mit Freude und Scham erfüllte, und Peder Sand wusste, dass er sie früher oder später haben musste, diese Korrekturleserin Sara Holm, je früher desto besser.

Er räusperte sich.

- Ob wir kein Norwegisch können?

- Ennå und enda. Overfor und ovenfor. Lenger und lengre⁴.

Du solltest vom Verfasser für jeden Fehler hundert Kronen als Strafe beziehen. Also schuldet er dir Geld.

- Das ist ja auch keine wirkliche Weltliteratur, was wir hier in unserer Ecke treiben, es handelt sich lediglich um Serviettenringe.

- Aber selbst solche erbärmlichen Bücher sollen fehlerfrei sein, finden Sie nicht auch?

Peder Sand stand auf und reichte ihr die Hand. Sara Holm nahm sie. So standen sie einen Moment lang, und er konnte nicht begreifen, wie er den Mut dazu gefunden hatte - er, der die Gewandtheit in dieser anspruchsvollen Sprache vollständig verlernt hatte, die immer derselben Grammatik folgte, aber mit ständig wechselndem Dialekt.

Nächsten Frühling sollten er und Beate silberne Hochzeit feiern.

⁴ Typische Fehler im Norwegischen, vergleichbar mit seit - seid oder dass - das.

- Darf ich, wenn Sie irgendwann Zeit und Lust haben, Sie vielleicht auf ein Bier nach der Arbeit einladen, zum Beispiel heute? fragte Peder.

- Ja, antwortete Sara Holm.

Peder Sand machte den restlichen Tag nichts mehr. Er beschäftigte sich nicht einmal damit, die Fehler in *So basteln wir Serviettenringe* auszubessern. Und es fiel ihm auf, dass er es bis jetzt noch nicht geschafft hatte, diese geometrischen Zeichnungen zu lernen, die der Kode der Korrekturleser waren, aber jetzt hatte er keine andere Wahl mehr, er musste alle Zeichen deuten können.

Er zählte die Sekunden und wartete nur noch darauf, dass die Uhr endlich Vier anzeigte.

Trond West steckte seinen Kopf durch den Türspalt.

- Kommst du mit aufs Dach eine rauchen?

Trond West war Redakteur für Reiseführer, besaß keinen Orientierungssinn und wurde daher Trond Ost genannt. Er arbeitete genauso lange wie Peder Sand bei dem Verlag, den böse Zungen Sandpapier nennen.

- Du findest bestimmt alleine rauf.

- Sag jetzt nicht, dass du so beschäftigt bist.

- Ich habe aufgehört.

- Womit?

- Mit dem Rauchen.

- Wann denn?

- Genau jetzt.

- Zum Teufel mit dir, du Verräter!

Trond West blieb in der Tür stehen und schnaufte durch die Nase. Das klang als sei er ständig erkältet und war eine weitere schlechte Angewohnheit von ihm, neben seiner Orientierungslosigkeit.

- Was ist? fragte Peder.

- Hier riecht es eigenartig, sagte Trond.

- Es riecht? Was redest du da?

Trond schnüffelte noch einmal.

- Es riecht verdammt nach Frau hier.

Peder schloss die Tür hinter ihm.

Es wurde vier.

Er traf Sara Holm unten bei der Rezeption und sie gingen ins Café um die Ecke. Es

war noch warm genug um im Freien zu sitzen, Ende August, zwischen den scharfen Schatten bevor der dunkle Herbst einsetzt, aber sie setzten sich dennoch hinein, an den hintersten Tisch. Peter Sand bestellte zwei Bier. Sie prosteten sich zu und tranken.

Worüber soll ich nun mit ihr reden? dachte Peder Sand.

Er starrte auf ihren Halsschmuck, diesen Ring aus Silber auf braun-rötlicher Haut, vielleicht war sie oft in der Sonne gewesen und er konnte eine feine Bewegung an ihren Schultern sehen.

Sie hob die Hand und richtete ihre Kette.

Er sah woanders hin und nahm noch einen Schluck.

- Gefällt dir der Job? fragte er.

Er hätte sie auch etwas ganz anderes fragen können - über die Farbe ihrer Schuhe, wo sie im Sommer überall gewesen ist, ob sie lieber Katzen oder Hunde mochte, Bleistift oder Kugelschreiber, ob sie schon einmal einen Film gesehen hat, der besser als das Buch war, er könnte ihr sogar sagen, dass er sie früher oder später haben will, koste es was es wolle. Aber er stellte stattdessen die langweiligste aller Fragen, ob ihr der Job gefalle.

Sara Holm neigte sich trotzdem zu ihm.

- Es ist unglaublich, dass Autoren, und dabei meine ich nicht die Serviettenringe, sondern unsere am meisten anerkannten Autoren nicht die einfachste Rechtschreibung beherrschen. Oder?

Das war süße Musik in Peder Sands Ohren.

Er war kurz davor seine Hand auf ihre zu legen.

- Genau so ist es! meinte er. Sie bekommen Kritikerpreise und weiß Gott was noch alles, aber sie schreiben, dass man nicht alle über einen Kamm scheren darf!

- Idiotie ist die einzige Sünde.

- Was?

- Oscar Wilde. Ich nahm ihn als Hauptfach.

- Da hat Oscar Wilde ganz Recht. Also dass Idiotie die einzige Sünde ist, meine ich. Letztes Jahr schrieb, Gott helfe mir, ein Poet, dass er sein Licht an beiden Enden des Tunnels entfachte. Er bekam dafür den Vesaas' Debütantenpreis.

Sara Holm lachte und berührte seine Finger.

Da begann ihr Handy zu läuten.

Sie ließ es weiter läuten.

- Willst du nicht rangehen? fragte Peder

Sie schüttelte den Kopf und schaltete es aus.

- Eigentlich wollte ich auch Schriftstellerin werden, sagte Sara Holm.

Peder zog die Hand zurück und starrte auf das leere Glas vor ihm. Da war es, genau davor hatte er sich gefürchtet. Alle unter dreißig, die ihren Fuß in einen Verlag setzten, wollten eigentlich Schriftsteller werden. Alles andere war nur ein kleiner Umweg, eine Art Aufschub, etwas das sie in der so genannten Zwischenzeit machen wollten und für die Meisten den Rest ihres Lebens ausfüllte. Und so ist es auch für Peder Sand gewesen. Er hatte früher für die großen Romane gelebt, welche er immer schreiben wollte, aber war nie über den Titel hinaus gekommen. Und selbst der war schlecht.

Er seufzte.

- Was du nicht sagst.

Sara Holm leerte ihr Glas und rückte näher an ihn heran.

- Aber das war lange bevor ich in die Pubertät kam!

Peder Sand fing an zu lachen. Er lachte und versuchte sich zu erinnern, wie lange es schon her war, dass ihn jemand so zum Lachen gebracht hatte. Das war lange her. Er konnte sich auch nicht mehr daran erinnern. Er bestellte noch zwei Bier und sie prosteten sich erneut zu.

Sara Holm öffnete einen Knopf ihrer Bluse, und er wusste nicht wohin er sehen sollte.

- Und hattest du jemals andere Träume gehabt, als Hobbybuchredakteur zu werden? fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern und hoffte, dass diese Körpersprache mehr mitteilen würde, als er tatsächlich sagte.

- Ich bin auf dem richtigen Weg, aber einige male in die falsche Richtung gegangen, sagte er.

Sara Holm sah ihn lange an, hob ihr Glas und stieß es an seines an.

- Zur Hölle mit den Poeten, sagte sie. Du bist es, der die Brötchen verdient und das Geld auf die Bank bringt.

Auf dem Nachhauseweg kaufte Peder einen Strauß Blumen für seine Frau. Sie stand im Bad vor dem Spiegel, und sie konnten einander sehen, ohne dass sie sich umdrehen musste.

- Was soll ich mit denen? fragte Beate.

- Ins Wasser stellen, antwortete Peder.

In dieser Nacht lag er wach im Bett, mit dem Rücken zu seiner Frau und dachte daran was Sara Holm gesagt hat, dass er die die Brötchen verdient und ihm war wieder zum Lachen zumute.

Es wurde September.

Die Gastgärten wurden geschlossen, und die Zeitungen waren voll mit Anzeigen für jede Art von Büchern, mit denen man sich die Zeit totschiagen konnte, die man drinnen verbrachte.

So basteln wir Serviettenringe wurde ein beachtlicher Erfolg für den Verlag.

Und Peder Sand fühlte sich seit langem wieder einmal im Aufwind. Seine Kollegen, abgesehen von Trond West, der lieber neidisch und misstrauisch war, klopfen ihm auf die Schulter. Er wurde von einem Radiosender angerufen, der von ihm wissen wollte, welche Hobbys er hatte. Er sagte, er sammle kleine Shampooflaschen aus Hotels. Er kaufte sich auch neue, farbenreiche Hemden und gab die Alten und Grauen der Second-Hand Kette Fretex. Er ging zum Frisör und verpasste sich eine neue Frisur. Es war selbstverständlich Sara Holm, an die er die meiste Zeit dachte. Peder Sand war treulos in seinen Gedanken und untreu in seinen Träumen, während der Vollzug dieser Tat selbst in ihm keimte, wie eine finstere, strahlende Möglichkeit, und es war diese Möglichkeit, die ihm den Rückenwind gab, und Sara Holm war sein Segel. Er war zugleich abwesend und anwesend. Er war launisch und pingelig, zynisch und zärtlich. Er hatte saubere Hände und ein schmutziges Gewissen. Es war mit anderen Worten herrlich und das hielt er nicht mehr länger aus.

Also begann Peder Sand einen Plan zu schmieden. Er plante eine Reise. Und das machte das ganze noch schändlicher, der Betrug war kalkuliert, die Sünde unvermeidbar, das war die kalte Intelligenz der Begierde, der Triebe unerhörter Mathematik. Die Schandtät sollte begangen werden unter besonders verschärften Umständen. Keiner konnte sagen, dass es ihm nicht bewusst war im Augenblick des Geschehens, denn der Augenblick dauerte genau sechs Wochen an, ab dem Zeitpunkt als Sara Holm Ende August in sein Büro kam. Im Internet fand er ein Hotel in Paris, mit einem römischen Bad, welches ganz einfach *L'Hotel* heißt. Dagegen war der Preis nicht so günstig, aber Oscar Wilde hatte dort gewohnt und das entschied die Sache.

Er gab die Reservierung auf, rief bei einem Reisebüro einer anderen Stadt an und bezahlte sogleich alles. Er war schließlich seiner Zeit voraus.

Am selben Abend stand er vor seinem Badezimmerspiegel und betrachtete sich selbst. Einige hätten sagen können, was er dort im Spiegel sah war ein erbärmlicher Narr, ein absolutes Arschloch, eine Katastrophe im mittleren Alter und ein schäbiger Wicht. Damit konnte sich Peder Sand auf keinen Fall einverstanden erklären. Er sah etwas ganz anderes, nämlich einen Mann mit Möglichkeiten.

Da tauchte Beate hinter ihm auf. Er zuckte zusammen und war kurz davor laut aufzuschreien.

- Ich bin's doch nur, sagte sie.

- Ja, wer sonst, sagte er.

Peder strich sich Zahnpasta auf seine Zahnbürste.

Das Schlimmste war, dass Beate hinter ihm stehen blieb.

- Du hast sehr fröhlich gewirkt in letzter Zeit, sagte sie.

- Habe ich das?

- Ja, das muss ich schon sagen. Ich dachte sogar, ich habe dich vorgestern lachen gehört.

Er putzte sich gründlich die Zähne.

Sie blieb weiterhin hinter ihm stehen.

- Ich habe gelacht?

- Ja. Das hörte sich jedenfalls wie Lachen an.

- Da hast du wohl was Falsches gehört.

- Und all die neuen Hemden, die du gekauft hast. Ich erkenne dich ja fast nicht wieder.

Jetzt musste er wirklich vorsichtig sein. Diese Brüche der Routine, diese kleinen Abweichungen von dem Gewohnten könnten Verdacht erregen und ihn verraten. Das waren nur die brutalen und haarsträubenden Allgemeinheiten, welche niemand merken sollte, und er setzte sogleich wieder seine alte saure Miene auf, sein düsteres Auftreten und seine mürrischen Antworten. Mit anderen Worten, er musste wieder auf seine alte Garderobe zurückgreifen.

Beate legte die Hand auf seine Schulter.

Peder schraubte die Zahnpastatube zu.

- Hast du schon gesehen, dass die Blumen noch schöner wie gestern blühen? fragte sie.

- Als.

- Was?

- Es heißt, dass die Blumen noch schöner als gestern blühen.

Sie starrte ihn nur an, mit eisigem Blick und einem Lächeln um den Mund.

- Nun erkenne ich dich wieder, sagte sie.

Er lächelte ebenfalls.

- Blühen wie wirklich schöner als gestern? Die Blumen, meine ich.

Sie nickte.

- Ja, aber nur weil sie kurz vor dem verwelken sind, sagte sie.

Peder und Beate legten sich ins Doppelbett, welches so breit war, dass sie nicht einmal hören konnten, wenn einer von ihnen gute Nacht sagte.

Zwei Tage danach, es war bereits Ende September, stand Sara Holm in Peder Sands Büro mit der Korrektur des Nachfolgers der Serviettenringe. Die Produktion wurde beschleunigt um rechtzeitig zum Weihnachtsgeschäft im Oktober fertig zu werden. Das Buch heißt *So falten wir Servietten*.

- Sollte dieses Buch nicht streng genommen zuerst kommen? fragte sie.

Peder Sand hatte ganz andere Dinge auf dem Herzen und ging vor ihr durch die Tür und schloss sie hinter ihr.

- Zuerst?

- Ja. Zuerst Servietten, dann Ringe.

- Wenn wir Servietten falten können, brauchen wir keine Ringe mehr.

- Du bist der Experte.

- Willst du mit mir nach Paris?

Sara Holm legte das Manuskript beiseite und starrte ihn an. Er war nicht imstande ihren Blick zu deuten. Sie standen so nahe beisammen, dass wenn er seine Hand heben würde, er den Schmuck an ihrem Hals und ihrer Haut berühren könnte, welche ein wenig blass wurde und daher diese schwarze Kette mehr hervorhebt als das Silber. Das war das einzige, an das er jetzt denken konnte, in diesem großartigen und grausamen Augenblick, der über seine Hoffnungen entschied.

- Gerne, sagte sie.

- Gerne?

- Ja, ich würde gerne mit dir nach Paris fahren, Peder Sand.

Seine Hoffnung erfüllte sich.

Er senkte den Blick und sah dann wieder auf. Sie war noch nicht fort gegangen. Er musste die Fassung bewahren und sprach schnell und leise.

- Nächstes Wochenende. L'Hotel in der Rue des Beaux Arts. Du fliegst am Samstag, ich werde bereits am Freitag dort sein. Das Ticket bekommst du am Flughafen.

- Du hast also damit gerechnet, dass ich da auch Zeit habe?

- Ich mag es die Chance zu ergreifen.

- Das ist gut.

- Oscar Wilde hat dort gewohnt.

- Wo?

- In diesem Hotel.

- Kann ich zur Sicherheit deine Handynummer haben?
- Ich habe kein Handy.

Sara Holm legte eine Hand auf Peder Sands Schulter und sagte etwas, über das er den ganzen restlichen Tag nachdachte.

- Versprich mir nur zwei Dinge, sagte sie.
- Und zwar?
- Schaff dir ein Handy an.
- Das werde ich.
- Und mach ja keinen Unsinn, beispielsweise dich scheiden zu lassen. Verstanden?

Sara Holm küsste ihn auf die Wange und verließ sein Büro.

Peder Sand setzte sich und blätterte durchs Manuskript.

Es gibt 71 verschiedene Möglichkeiten eine Serviette zu falten.

Um halb Vier ging er aufs Dach hinauf und schnorrte sich eine Zigarette von Trond West. Da standen sie einen Moment lang und sahen über die graue, schmutzige Stadt, über der die Wolken so tief hingen, dass nicht einmal der Fjord zu sehen war zwischen den Hügeln, welche dalagen wie angelaufenes Kupfer.

Es war mitten im Bücherherbst.

- Ich dachte du hast aufgehört, sagte Trond West.
- Ich hab wieder angefangen.
- Gott sei Dank. Bald sind es nur noch wir beide.
- Es gibt da etwas, das ich mit dir besprechen möchte, flüsterte Peder Sand.
- Hast du die neue Klassentrennung schon bemerkt? fragte Trond West.
- Welche?
- Wenn ein eingebildeter Autor zu besuch kommt, wird gleich der Ausnahmezustand

verhängt und er kann Zigarren rauchen wo er will.

- Ja, so was ist Scheiße.
- Während wir hier stehen müssen und nicht nur Krebs, sondern auch eine Lungenentzündung bekommen. Ist es da ein Wunder, dass die Leute so oft krank sind?

- Vielleicht sollten wir einen Reiseführer herausbringen, wo steht in welchen Ländern es erlaubt ist zu rauchen.

- Vielleicht.
- Zwei Fliegen mit einer Klappe. Hobby und Reise.
- Rauchen ist für dich ein Hobby?
- Im höchsten Maße.

- Einige sagen sicher, dass sie keine andere Wahl haben, wenn es ums rauchen geht. Und ein Hobby sollte doch freiwillig sein, oder nicht? Ist es nicht so bei einem Hobby? Dass es freiwillig und völlig neutral ist?

- Es gibt da etwas, das ich mit dir besprechen möchte, wiederholte Peder Sand.

- Ich dachte wir reden bereits darüber.

- Ich fliege nächstes Wochenende nach Paris.

- Warum flüsterst du?

- Pscht! Ich sagte, dass ich nächsten Freitag nach Paris fliege.

- Gute Reise. Ich habe soeben die Korrektur unseres neuen Paris Reiseführers bekommen. Soll ich dir eine Kopie anfertigen?

Peder Sand drückte seine Zigarette in einem Blumentopf aus.

- Und falls Beate anruft...

Trond West unterbrach ihn.

- Warum in aller Welt sollte Beate anrufen?

- Ich sagte *falls* Beate anruft, dann bin ich also bei einem Treffen in Paris dieses Wochenende. Verstanden?

- Was für ein Treffen, wenn ich fragen darf?

- Ein internationales Comictreffen. In Anlehnung an Tim und Struppis 75-jähriges Jubiläum. Und dort bin ich nächstes Wochenende.

- Unser Verlag wird zu solchen Veranstaltungen nicht eingeladen.

Peder war kurz davor los zu schreien.

- Das weiß ich selbst! Es gibt kein solches Treffen! Das habe ich nur erfunden! Ich möchte nur, dass du das sagst, wenn Beate anruft!

Trond West trat einen Schritt zurück und sah ihn an.

- Mit wem fliegst du? Ich nehme an es wird nicht Beate sein.

- Das spielt keine Rolle.

- Du willst also, dass ich für dich lüge.

- Sie wird ohnehin nicht anrufen.

- Aber du willst mir nicht die Wahrheit sagen.

- Je weniger du weißt, umso besser.

- Ist es Sara Holm?

Peder packte seinen Freund an der Jacke und zog ihn näher an sich.

- Warum zum Teufel sagst du das?

Trond West schüttelte den Kopf und seufzte.

- Ich habe bereits die Rede für deine silberne Hochzeit geschrieben, Peder.
- Was? Das ist noch fast ein Jahr bis es soweit ist.
- Ich bin ganz einfach davon ausgegangen, dass sich du und Beate nicht noch mehr

voneinander entfernen. Lass mich bitte wieder los.

Peder löste seinen Griff.

- Hast du das wirklich geglaubt?
- Das ist eine verdammt gute Rede, das muss selbst ich sagen.
- Willst du etwa, dass ich jetzt Danke sage?

Trond West richtete seine Jacke und zündete sich eine neue Zigarette an.

- Lass um Gottes Willen diese Rede nicht vergebens sein, sagte er.

Es begann zu regnen.

Auf dem Weg nach Hause ging Peder Sand in ein Elektronikgeschäft und kaufte ein Handy, füllte ein Formular aus und bekam Nummer und Pin-Code, welche er sogleich auswendig lernte, während er noch ein Bier in dem Café in seiner Straße trank.

Dann bestellte er noch eines und lernte das, was er auch bald auswendig sagen sollte.

Als er damit fertig war, nahm er all seinen Mut zusammen und ging direkt nach Hause.

Beate saß im Wohnzimmer und las die Zeitung.

Peder setzte sich aufs Sofa.

- Nächstes Wochenende findet ein Treffen in Paris statt, sagte er.

Er konnte Beate nicht hinter der Zeitung sehen, nur ihre Finger.

- Ich muss dorthin fahren.

Auf der letzten Seite las er, dass in den nächsten Tagen Sonnenschein in Paris vorausgesagt wurde mit vierzehn Grad.

- Hast du gehört was ich gesagt habe?

Beate legte die Zeitung auf den kleinen Tisch neben den Fernseher. Peder streckte sich etwas, um die Schlagzeile lesen zu können, *Islamische Terrorzelle in Europa*, bevor er sie ansah.

- Ja, sagte sie. Du sagtest, dass du nach Paris musst.
- Ich fliege am Freitag. Und komme am Sonntag wieder zurück.
- Gut.
- Gut?
- Es ist jetzt sicher schön in Paris.

Peder zeigte zur Zeitung.

- Vierzehn Grad und Sonne.
- Kommt Trond mit dir?

Peder zögerte mit der Antwort. Er war aus dem einen oder anderen Grund nicht auf diese einfachen Fragen vorbereitet und holte stattdessen sein neues Handy hervor.

- Schau! sagte er.

Beate lächelte.

- Gratuliere. Das wird auch langsam Zeit. Wie ist deine Nummer?

Peder las die Zahlen laut vor, und sie schrieb sie an den Rand der Zeitung.

- Leicht zu merken, nicht wahr?
- Was für ein Treffen ist das denn?
- In Anlehnung an Tim und Struppis Jubiläum. Ich soll dort nur als Beobachter hin.

Beate sah auf und wiederholte die Nummer.

- Ist sie richtig?

Und plötzlich sagte Peder etwas, wobei er selbst nicht begreifen konnte, dass er es wirklich gesagt hatte. Das war genau so als ob er sich selbst einschränken und alles verhindern wollte, was er in Begriff war zu tun.

- Möchtest du mitkommen? fragte er.

Beate bekam wieder diese müde Kälte in ihrem Blick.

- Unsere Tochter kommt uns an diesem Wochenende besuchen, Liebling. Hast du das vielleicht vergessen?

Er atmete lautlos aus.

- Willst du, dass ich daheim bleibe?
- Fahr du nur. Wir kommen schon zurecht.
- Ihr schafft es auch ohne mich?
- Es wird schon gut gehen. Aber trotzdem danke.

Peder blieb sitzen. Er starrte auf seine Hände, welche er zwischen seinen Knien gefaltet hatte. Er wurde von seinem falschen, sentimental Herzen mitgerissen.

- Erinnerst du dich noch an Ikaros?
- Die Kakerlake? Rate doch mal.

Beate stand auf.

Peder sah sie an.

- Ich war immer der Meinung, sie würde auf uns herunter fallen.
- Sie war viel lieber neben der warmen Lampe.
- Ich dachte schon du hättest das vergessen, flüsterte Peder.

Beate sah ihn an.

- Und ich dachte du hättest es vergessen.

Peder zog sie zu sich aufs Sofa. Das war schon lange her, und es dauerte auch nicht lange. Danach strich Beate mit der Hand über seine warme Stirn und brach das Schweigen.

- Komisch, sagte sie. Aber gut.

Und es verging eine Woche.

Peder war ganz still und wartete nur darauf, dass etwas passieren würde: ein Streik, Ausfälle, oder dass er krank werde.

Nichts davon geschah.

Und am nächsten Freitag stand er in der Sicherheitszone des Flughafens Gardermoen und musste seinen Ehering abnehmen. Aber es piepste trotzdem. Dieses Mal war es wegen seinem Handy. Er legte es in eine Schachtel auf dem Band und kam endlich lautlos an dem schmalen, elektronischen Tor vorbei, das ihn zu dem kostbaren Tatort, zu dem verräterischen Ort führen sollte. Er nahm nur Handgepäck mit. Im Duty-free-Shop kaufte er Aftershave, Sonnenbrillen und einen Brandy. Im Flieger trank er Rotwein zu dem trockenen Brötchen und Cognac zum Kaffee. Er sah kein bekanntes Gesicht an Bord. Vom Flughafen Charles de Gaulle nahm er ein Taxi in die Rue des Beaux Arts. Bald erkannte er, dass er besser den Zug genommen hätte. Das wäre schneller gegangen. Der Stau reichte bereits bis zur Hauptstraße. Das war die Strafe dafür, dass er so ungeduldig gewesen war. Er bemerkte, dass diese euphorische Empfindung dabei war abzuebben, und es lag wieder eine große Unruhe in ihm wie aufgewirbelter Staub. Peder Sand war 50 Jahre alt und war nach Paris geflogen, um seine Frau zu betrügen, aber obwohl er einen Brandy in der Tasche hatte, traute er sich nicht ihn zu nehmen und aus der Flasche zu trinken, aus Furcht davor, dass der Fahrer, ein dunkler, junger Mann ihn dabei sehen könnte. So hatte die Scham die Oberhand gewonnen.

Er erschauerte und zuckte in seinem Sitz zusammen.

Als das Taxi vor dem Hotel hielt war es gerade acht geworden und Peder Sand war nüchtern und durstig. Er bezahlte den Taxifahrer und ging hinein, blieb wieder stehen und sah verwundert hinauf in dem großen Rundbau, der in einer mit Sternen dekorierten Kuppel endete, und es war genau so als würde er auf dem Boden eines sechs Stockwerke hohen Brunnens stehen, welcher bis zum Rand gefüllt ist mit den Geheimnissen, Taten und Träumen von früheren Gästen, und er fühlte sich sowohl frei als auch beengt zur gleichen Zeit.

Der Rezeptionist reichte ihm die Hand.

- Willkommen, sagte er. Eine exzellente Wahl.

- Danke.

Peder Sand unterschrieb ein Anmeldeformular und gab ihm seinen Pass und seine Kreditkarte.

- Sie haben zwei Zimmer bestellt. Welches möchten sie heute Nacht beziehen?

- Das Doppelzimmer. Meine Frau kommt morgen. Ich wollte sagen meine Schwester.

Der Rezeptionist sah ihn an und lächelte.

- Es ist ohnehin eine herrliche Zeit in Paris, sagte er.

Peder bekam einen großen Schlüssel ausgehändigt, befestigt an einer schweren Metallkugel und ging weiter zum Aufzug zwischen der Rezeption und der Bar, wo bereits ein schweigsamer Hotelpage mit seinem Handgepäck wartete. Es war ein älterer, kleinwüchsiger Mann mit roter Weste und weiter, schwarzer Hose, der direkt aus dem Zirkus kommen könnte.

Es brauchte seine Zeit.

Dann war der Aufzug endlich da.

Der Page öffnete die Tür, schob das Gitter zur Seite, verbeugte sich tief und folgte Peder in den Aufzug.

Das war der engste Aufzug, in dem er jemals drinstand. Zwei Personen hatten kaum Platz hier. An der Decke hing eine gelbe Lampe. Die Wände waren versehen mit verblasster rosa Seide, welche nach altem Stoff roch, und in diesen Geruch mischt sich auch noch ein anderer fremder Duft von Weihrauch, Shampoo und orientalischem Parfum. Dieser Aufzug fuhr so langsam, dass man schneller oben wäre, wenn man die Treppe nehmen würde.

Zwischen dem dritten und vierten Stock fing der Page an zu sprechen.

- Oscar Wilde starb hier, sagte er.

- Ich dachte er hat hier nur gewohnt.

- Das hat er, bevor er hier starb. In Zimmer 412. Die letzte Nacht im November 1900.

Durch eine Ohrentzündung, welche er während seines Gefängnisaufenthaltes in England bekommen und die sich leider zu einer Meningitis entwickelt hat. Er war so groß, dass wir eine eigene Bahre machen mussten, auf der wir seine Leiche transportieren konnten.

- Wir?

- Meine Vorgänger. Wir haben immer gut auf Oscar Wilde aufgepasst.

Der Page sagte nichts mehr, bis er das Gepäck in Zimmer 614 abstellte. Es war eine Suite mit einem intimen Wohnzimmer zwischen Bad und Schlafzimmer, wo ein grand lit den ganzen Platz unter dem schrägen, blauen Dach einnahm.

- Gibt es noch etwas, das ich für Sie tun kann? fragte er.

Peder drückte ihm einige Münzen in die Hand.

- Sie können mir vielleicht einen Champagner bringen.

- Der wurde bereits gebracht.

Der Page umschloss die Münzen mit seiner Hand, verbeugte sich und ging hinaus.

Die Flasche stand in einem Kühler am Nachttisch zusammen mit zwei Gläsern.

Auf dem anderen Nachttisch stand eine Schüssel mit feucht glänzendem Obst.

Peder Sand stand einen Augenblick gedankenleer und erwartungsvoll da, und genoss die Zeit, den Ort und die Handlung, welche noch nicht begangen worden war.

Dann duschte er sich, zog den weißen Bademantel des Hotels an, öffnete den Brandy, setzte sich in den Lehnstuhl neben dem Fenster, trank langsam und sah hinaus. Er sah die steilen Dächer von Paris, umherfliegende Vögel, eine Frau in einem Erker auf der anderen Seite der Straße, die ihre Haare wusch, eine schwarze Katze, die auf einer Fensterbank einen Stock unter ihm lag, eine alte Frau mit einer roten Schürze, die auf die Katze zuging und über ihren Rücken strich und er konnte sehen, dass sie gähnte, und es verwunderte ihn, dass alles so still war. Er hörte nicht einen Laut von dieser Stadt mit all ihren Menschen, ihrer Musik und ihren Maschinen.

Die letzten Strahlen der Sonne verschwanden hinter den Antennen und Schornsteinen.

Der Himmel wurde schwarz, die Sterne deutlich.

Peder Sand nahm sein Handy und rief daheim an.

Beate ging sofort ran.

- Ich bin es, sagte er.

Sie wirkte enttäuscht.

- Ich dachte es sei Ingrid.

- Ist sie noch nicht gekommen?

- Es ist schlechtes Wetter in Spitzbergen.

- Es wird schon alles gut gehen.

Sie schwiegen einige Sekunden.

Peder nahm vorsichtig einen Schluck aus der Flasche.

- Wie ist das Hotel? fragte Beate.

- Ich kann nicht klagen. L'Hotel in der Rue des Beaux Arts. Eine Suite im obersten Stock. Ein römisches Bad im Keller. Und Oscar Wilde starb hier.

- Ich hoffe du bist nicht im selben Zimmer.

- Nein. Keine Sorge.

- Ich denke wir sollten auflegen, falls Ingrid anruft.

- Bis bald.

Sie legten auf.

Peder steckte sein Handy in die Tasche des Bademantels und wurde wieder unruhig. Warum in aller Welt verriet er ihr wo er wohnte? Das war als würde er sich selbst boykottieren. Was zum Teufel war los mit ihm? Er nahm noch einen Schluck und verwarf diese Gedanken glücklicherweise schnell wieder. Selbstverständlich war es richtig, zu sagen wo er wohnte. Wenn er wieder zuhause war und von seiner Reise erzählte, musste er sich so weit wie möglich an die Wahrheit halten, und er konnte nicht irgendein beliebiges Hotel in Paris erfinden und danach bei seiner Lüge ertappt werden, ganz egal wie unbedeutend sie war, der Weg zur totalen Enthüllung wäre damit offen. Er beruhigte sich wieder. Das meiste von dem was er erzählte, war die Wahrheit. Der Rest war erlogen.

So schlief Peder in seinem Stuhl ein und wachte am nächsten Morgen durch einen Müllwagen auf der Straße auf. Das Doppelbett war noch unberührt. Er duschte wieder, rasierte sich, zog ein frisches Hemd an, aß einen Apfel und wartete.

Erst jetzt bemerkte er das Zitat, welches eingerahmt unter dem Fenster hing:

Wer die Wahrheit sagt, fliegt früher oder später damit auf.

Aus: *Philosophie und Phrasen für die Jugend*.

Die Sonne füllte den Raum mit einem weißen, beinahe kalten Licht.

Er setzte sich und wartete.

Wenn Sara Holm tatsächlich kommen sollte, so würde sie bald erscheinen.

Um zehn nach drei klopfte es an der Tür.

Peder Sand riss die Tür nicht auf, sondern öffnete sie auf herkömmliche Art und Weise mit einer Beherrschung, die ihn selbst verwunderte. Da stand sie, Sara Holm, in einem langen, schwarzen Mantel, einen langen roten Schal um den Hals, Sonnenbrillen und einer Ledertasche in der Hand. Er sah flüchtig den Hotelpagen vor dem Aufzug und ließ sie eintreten. Er schloss die Türe hinter sich schneller, als er sie geöffnet hatte. Aber sie fielen sich nicht sogleich in die Arme. Jetzt, wo die Gelegenheit endlich da war, auf die er sehnsüchtig gewartet hatte, konnte er sich noch ein wenig Zeit lassen, es hinauszögern, und die Lust und die Begierde auf diese Weise noch verstärken.

Sara Holm schob ihre Sonnenbrille in ihre Haare und sah sich um.

Peder Sand lehnte sich gegen die Fensterbank.

- Hattest du eine angenehme Reise?

- Ja. Abgesehen von diesem höllischen Gepiepse bei jeder Kontrolle.

Sie legte den langen Schal ab.

Er berührte den Silberschmuck an ihrem Hals.

- Du hast sicher deinen Schmuck abnehmen müssen, oder?

- Nur die Schuhe. Kitsch piepst nicht.

Er zog die Hand wieder zurück und fragte weiter:

- Keine Bekannten während des Fluges?

- Keine. Aber ich kenne auch nicht so viele, die mit Estonia Airlines von Oslo nach Paris über Helsinki fliegen.

- Du hast einen Direktflug nach Hause.

- Wenn die jemals Bin Laden erwischen, so hoffe ich, dass er nicht bloß zum Tode verurteilt wird, sondern den Rest seines Lebens auf einem Flughafen verbringen muss.

Peder Sand ging ins Schlafzimmer um den Champagner zu holen.

Sara Holm sah ihm nach.

- Warum hast du zwei Zimmer reserviert?

Er öffnete den Kühlschrank und nahm Eiswürfel heraus.

- Für den Fall, dass du dich zurückziehen möchtest.

- Mich zurückziehen? Du bist süß.

Peder blieb vor ihr stehen.

- Danke, dass du gekommen bist.

Sie standen sich einige Sekunden schweigend gegenüber, aber ohne sich nahe zu sein.

- Stimmt es, dass es hier ein römisches Bad gibt? fragte sie.

- Ja, im Keller.

- Dann möchte ich zuerst ein römisches Bad nehmen. Wir nehmen die Flasche einfach mit, ja?

Sie zogen sich mit einer Schamhaftigkeit um, die vielleicht verfehlt vorkommen könnte, wie eine Parodie in Anbetracht der Situation, aber die genauso echt wirken möchte, eine beinahe kindliche Schüchternheit, da beide anständig und aufgeregt waren, und am Schluss standen sie da, jeder in einem Bademantel und den Hotelpantoffeln, er mit dem Champagner, sie mit den Gläsern in der Hand.

- Wir nehmen die Treppe, sagte Peder Sand.

- Wenn du glaubst, dass ich Lust darauf habe sechs Stockwerke in dieser Aufmachung zu gehen, dann irrst du aber gewaltig, sagte Sara Holm.

- Mit dem Aufzug dauert es länger.

- Haben wir nicht genug Zeit?

- Ich vertraue diesem Aufzug nicht.

- Benutz du nur die Treppe. Ich nehme auf jeden Fall den Aufzug.

- Streiten wir?

Sie lachte.

- Wir haben ein gemeinsames Ziel, Peder. Wie wir dorthin gelangen ist völlig egal.

Er lachte ebenfalls.

Sie nahmen den Aufzug.

Sie lehnten sich gegen die weichen Wände und lächelten einander an.

Zwischen dem vierten und dritten Stock begann die gelbe Lampe über ihnen zu blinken. Sie sahen nach oben und merkten gleichzeitig, dass der Aufzug stockte, beinahe schon ruckelte, es quietschte das Drahtseil, ein unangenehm schriller Laut, dann wurde es vollständig dunkel und still.

Der Aufzug steckte fest.

- Scheiße! rief Peder Sand.

- Nicht in Panik geraten, sagte Sara Holm.

- Ich werde nicht panisch!

- Gut.

Sie fand die Knöpfe und drückte alle der Reihe nach durch.

Es half nichts.

Er versuchte ganz ruhig zu atmen.

- Dieser Aufzug hat noch keinen Alarmknopf.

Sie berührte seine Hand.

- Wir haben zumindest den Champagner.

Und sie küssten sich das erste Mal, im Dunkeln, im Aufzug, zwischen dem vierten und dem dritten Stock, im L'Hotel in der Rue des Beaux Arts in Paris.

- Was denkst du, hätte Oscar Wilde nun gesagt? flüsterte Peder.

- Wenn die Götter uns bestrafen wollen, erfüllen sie unsere Gebete, flüsterte Sara.

Da läutete ein Telefon.

Es war seines. Es war sein Handy, das in der Tasche des Bademantels tönte und vibrierte. Er griff schnell danach, fummelte über die Tasten und fand endlich die Annahmetaste.

Es war seine Frau.

- Hier ist Beate.

Peder lehnte sich wieder gegen die Wand.

- Äh Hallo.

- Wo bist du?
- Wo ich bin?
- Ja. Wo bist du?
- Ich stecke quasi fest im Aufzug des Hotels.
- Gerade nicht in Panik.
- Ich gerate nicht in Panik.
- Gut. Sie bringen ihn bald wieder zum Laufen.
- Was meinst du? Sie bringen ihn bald wieder zum Laufen?
- Sie glauben einige Terroristen haben eines der Kraftwerke lahm gelegt.

Peder begriff nichts.

- Woher weißt du das? Zeigen die das auch im Fernsehen?

Er hörte Beate lachen.

- Ich stehe unten an der Rezeption.
- Wo?

- Ingrid kam leider nicht wegen eines Schneesturmes in Longyearbyen.

Peder war kurz davor zusammenzubrechen.

- Wo, sagtest du, stehst du gerade?
- An der Rezeption.
- An der Rezeption des Hotels?

- Ich nahm den ersten guten Flug heute Morgen. Du hast ja gefragt, ob ich mitkommen wollte, nicht wahr?

Der Empfang wurde durch ein Geräusch gestört, viele Stimmen redeten durcheinander, einige riefen, dann war wieder Beate zu hören.

- Gute Neuigkeiten! Sie haben das Notstromaggregat zum laufen gebracht.

Das Licht an der Decke ging plötzlich wieder an und blendete sie beinahe.

Sara Holm hielt die Gläser.

Peder Sand hielt den Champagner.

Sie hörten ein Quietschen vom Drahtseil, das sich wieder in Bewegung setzte, die weichen Wände zitterten und der Boden begann sich unter ihren Füßen zu bewegen.

Peder Sand beendete das Gespräch und überlegte im selben Augenblick, falls der Aufzug hinunter fährt, war er verloren, und wenn er hinauf fährt konnte er noch davon kommen.

1.8. Das Geschenk

Ich wünschte mir lange Strümpfe, die neue Single der Spencer Davis Group und eine Taucherbrille. Ich wünschte mir eine Fahrradpumpe, eine Regenjacke und einen Schlüsselring. Und ich wünschte mir eine Zigarrenscherer, ein Brillenetui und einen Koffer. Das sollte reichen. Das war nicht zuviel. Das passte genau.

Ich war Meister im Wunschlisten schreiben. Ich lieferte sie selbstverständlich zur rechten Zeit, für gewöhnlich dreizehn Tage im Voraus, manchmal schon einen ganzen Monat vorher, sie waren mit einer Füllfeder auf Briefpapier von Andvord⁵ geschrieben, das ich von meinem Vater geklaut hatte, und die Reihenfolge, die Platzierung der Wünsche, nummeriert von eins bis neun, war meine allerstärkste Seite. Wenn jemand glaubt, ich würde Spencer Davis zuerst und vielleicht den Koffer oder die Strümpfe am Schluss schreiben, dann lag er falsch, total falsch. So einfach ist das nicht. Es ist nicht so, dass man sich etwas wünscht und glaubt, dass man es dann bekommt. Und wenn jemand beginnt sich zu fragen, was der Spaß dabei sein soll, sich lange Strümpfe oder Koffer zu wünschen, dann hat er gar nichts von der Komposition von Wunschlisten verstanden, nämlich die haarfeine Balance zwischen Vernunft und Ausschweifung, zwischen Phantasie und Sachlichkeit. Hinter einer ordentlichen Wunschliste liegen Wochen und Monate der Vorbereitung und Planung. Die Reihenfolge bereitete am meisten Kopfzerbrechen. Ich konnte Nacht für Nacht wach sitzen und die Wünsche umstellen, bevor ich die richtige Lösung herausfand. Sollten zum Beispiel die Manschettenknöpfe vor oder nach dem Taschenmesser kommen? War es besser die Schaftstiefel vor den Plattenspieler zu setzen? Oder sollten die neuen Skistöcke zwei Plätze vor dem Vergrößerungsglas kommen, aber nach dem Metronom? Damit musste ich mich auseinander setzen. Und so viel kann ich sagen, dass ich bisher immer bekommen habe, was ich mir gewünscht hatte. Ja, ich war ein Meister. Ich war der beste in der Schule im Aufsatz schreiben, Nacherzählungen und Wunschlisten. Es kam sogar vor, dass mich Klassenkameraden um Hilfe baten, wenn sich ein Geburtstag oder Weihnachten näherte. Es kostete sie fünfzig Øre und die war es wert. Ich wusste genau, wo die weichen Packungen stehen mussten. Ich hatte niemals Zweifel, wohin die harten Packungen kommen sollten. Einige sagen, dass Geben eine Kunst ist. Aber sich etwas zu wünschen ist eine Wissenschaft.

Kannst du es nicht wenigstens sein lassen, die Wünsche zu nummerieren, schlugen die weniger Begabten vor, die zudem noch faul waren. Dann musste ich sie aufklären, falls ich

⁵ Ein bekanntes Papiergeschäft in Norwegen.

dazu überhaupt Lust hatte, dass nichts zustande kommt, man muss an einer Stelle beginnen und an einer anderen aufhören. Sollte ich vielleicht die Wünsche übereinander schreiben?

Und einige fragten auch, warum ich mir nicht einfach ein einziges Ding wünschte. Darauf hatte ich in jedem Fall keine Lust zu antworten.

Ich schrieb auch Postkarten, gefälschte Mitteilungen und Liebesbriefe für sie.

Das war teurer.

Am nächsten Morgen wurde ich dreizehn.

Ich legte mich zeitig schlafen, direkt nach dem Abendessen, und lag wach und lauschte nur. Ich mochte das, ein Spion im eigenen Haus zu sein. Ich konnte alles hören, was vorging. Es war eine so ruhelose Stimmung, wie sie vor einem Geburtstag sein sollte. Alle litten an einem munteren Fieber. Aber ich war ganz ruhig. Ich war mir meiner Sache sicher. Ich wusste, was ich bekommen würde. Meine Mutter flüsterte draußen in der Küche. Das hörte ich ebenfalls. Sie flüsterte mehrere Male meinen Namen. Dann raschelte plötzlich Papier. Ich dachte zuerst, es sei jemand, der sich über den Kies unten im Hinterhof anschlich, aber es war der scharfe Laut von altem Papier, das geglättet wird, weil meine Mutter nie etwas weg wirft. Sie sparte, Korken, alte Briefmarken, Kastanien, Streichholzschachteln, Konservendosen, weil alles vielleicht früher oder später noch gebraucht werden konnte. Meine Mutter war ein Eichhörnchen. Und jetzt konnte sie es wieder gebrauchen, das Geschenkpapier vom letzten Jahr. Ich stutzte leicht und setzte mich im Bett auf. Haben sie die Geschenke noch nicht eingepackt? Dann musste ich leise lachen, weil ich den Zusammenhang erkannte. Es war nicht einfach ein Papier zu finden, das groß genug war für das, was ich mir am meisten wünschte. Ich legte mich wieder nieder. Ich war gerade dabei einzuschlafen. Dann hörte ich meinen Vater draußen von Raum zu Raum gehen, seine Schritte wurden plötzlich schwer und sie näherten sich.

Am Schluss stand er vor meiner Tür.

Ich machte das Licht aus. Der Mond rollte langsam über das Bett. Nach einer Weile kam mein Vater herein. Ich lag mit dem Gesicht zur Wand und tat so, als würde ich schlafen. Er setzte sich auf den Stuhl beim Fenster. Ich spürte seine Augen auf mir. Ich fragte mich, ob er sah, dass ich nicht schlief. Ich fragte mich, wie lange er so sitzen bleiben würde, wenn ich den Rest der Nacht so täte, als würde ich schlafen. Wer von uns würde länger durchhalten, in diesem stummen Halbdunkel, das fast schon grün war.

Ich gewann.

Vater gab nämlich zuerst einen Laut von sich, er räusperte sich laut, drei Mal. Ich tat so als würde ich von dem Lärm aufwachen und drehte mich zu ihm, langsam.

- Du hast mich aufgeweckt, flüsterte ich.

Vater lächelte auf diese müde Art und Weise.

- Das glaube ich nicht.

Ich wurde unruhig.

- Hast du nicht gesehen, dass ich schon geschlafen habe?

Vater rückte mit dem Stuhl näher zum Bett. Es war etwas mit ihm. Er seufzte. Er glich einem Fremden. Mir gefiel nicht, was ich sah, Falten auf der Stirn, das ungekämmte Haar, der flackernde Blick, er war ganz einfach verwirrt und das verwirrte mich noch mehr.

- Willst du wirklich am Abend vor deinem Geburtstag schlafen? fragte er.

- Ja, sagte ich.

- Ich könnte das nicht.

- Warum nicht?

- Warum?

Vater war für einen Moment still, kratzte sich im Nacken und seufzte wieder.

- Weil ich gespannt wäre. Bist du nicht gespannt?

Jetzt wollte ich am liebsten, dass er ginge und mich in Ruhe ließ.

- Was willst du Papa?

Er lehnte sich nach vor. Es roch nach Tabak aus seinem Mund. Ich rutschte wieder mehr an die Wand.

- Das ist eine seltsame Wunschliste, die du da geschrieben hast, sagte er.

Zuerst wurde mir kalt im Nacken und an den Füßen. Dann wurde mein Mund trocken. Der Bund des Pyjamas schnitt mir in die Hüfte. Vater kam noch näher, er bedeckte mich mit seinem Schatten und sein Gesicht war groß und verwundert.

- Glaubst du das? flüsterte ich.

- Ja, das glaube ich, sagte mein Vater. Was in aller Welt willst du mit einem Koffer?

- Meine ganzen Dinge aufbewahren.

- Dafür hast du deine Schubladen. Und Schränke.

- Du hast doch auch einen Koffer, sagte ich.

Vater zögerte kurz.

- Das hat damit nichts zu tun.

- Warum nicht?

- Weil ich einen Koffer brauche, wenn ich Außendienst habe und verreisen muss, weißt du. Du hast nicht zuerst einmal ans Verreisen gedacht?

Vater saß für einige Sekunden still und ich sagte besser nichts. Die Stille war doppelt, als hätten wir sie mit zwei multipliziert. Aber plötzlich erhob er die Stimme und drohte damit, das ganze Haus aufzuwecken.

- Und die langen Strümpfe? Es gibt niemanden in deinem Alter, der sich lange Strümpfe wünscht!

- Vielleicht brauche ich lange Strümpfe, sagte ich.

- Herrgott, Mutter kauft dir Strümpfe, wenn du neue Strümpfe brauchst! Lange oder kurze! Und wenn sie keine neuen Strümpfe kauft, stopft sie nur die alten, wenn sie ein Loch haben, nicht wahr! Ist das vielleicht nicht gut genug?

- Doch, vielleicht.

- Eine Zigarrenschere, sagte er. Du hast doch nicht etwa zum Rauchen angefangen? Oder hast du?

- Jedenfalls keine Zigarren.

Vater seufzte tief.

- Und das Brillenetui? Du brauchst ja nicht einmal eine Brille! Du siehst ganz hervorragend! Was willst du dann mit einem Brillenetui? Kannst du mir das sagen?

- Vielleicht verliere ich eines Tages mein Sehvermögen.

Mein Vater stand jäh auf und war fast unsichtbar in dieser grünen Dunkelheit. Er beugte sich über das Bett und legte die Hand auf meine Stirn und das mochte ich ganz und gar nicht, selbst wenn ich wusste, dass das ganz sicher nicht böse gemeint war.

- Was wünschst du dir eigentlich wirklich? fragte er.

Aber ich antwortete nicht.

Dann ging mein Vater. Er schloss die Tür ohne einen Laut und zog das Licht hinter sich her. Jetzt konnte ich auf jeden Fall nicht mehr schlafen. Das war sicher und gewiss. Das ist noch nie zuvor passiert, dass meine Wunschliste in Zweifel gezogen wurde, fast lächerlich gemacht, sodass ich, der Urheber der Wünsche, ebenfalls in Zweifel gezogen und lächerlich gemacht wurde. Ich versuchte herauszufinden, was ich dieses Jahr falsch gemacht hatte. Lange Strümpfe! Verstand mein Vater denn gar nichts? Dass man um sicher sein zu können, ein Ding zu bekommen, man sich auch etwas anderes wünschen musste, das man nicht wollte? Das war das Gesetz, das ich selbst bestimmt hatte und auf das ich sozusagen mein ganzes Dasein aufgebaut hatte. Kommt nicht vielleicht der Nachtschrank nach dem Fischauflauf? Bekomme ich vielleicht meine Samstagssüßigkeiten nicht erst wenn die Woche um war und musste ich nicht mein Bad nehmen und Haare waschen bevor ich den Abendkrimi sehen durfte? Kommt nicht der Feiertag nach dem Werktag und die Ferien nach den Prüfungen und

der Arbeit? Doch, so war das. so war das Gesetz des Daseins. Die einzige Ausnahme war der Tod, da bekommt man nämlich den Preis zuerst, nämlich das Leben, und dann verliert man, wenn es endet, wenn man nicht glaubt, dass man in den Himmel kommt, aber das konnte man ja ohnehin nicht mit Gewissheit sagen. Darum war der Tod die Ausnahme, die alle Regeln bestätigt. Eine große Angst überwältigte mich. Sie leerte meinen Körper, meinen Kopf, und füllte mich mit Nichts. Das war fast das Schlimmste. Denn jetzt erkannte ich plötzlich, warum ich nicht antwortete, als mich mein Vater gefragt hatte, was ich mir eigentlich wünschte. Ich wusste es selbst nicht mehr.

Der wilde Wein raschelte um das Fenster und brachte das ganze Zimmer zum Beben. Der Mond war an einer anderen Stelle. Ich löste den Knoten am Pyjama und schloss die Augen.

Dann musste ich dennoch eingeschlafen sein, ohne Träume, ohne einen anderen Gedanken als dass die Zeit verging, die ganze Nacht. Ich wachte jedenfalls davon auf, dass meine Mutter an die Tür klopfte und mein Vater das Geburtstagslied sang, obwohl ich dreizehn wurde, aber ich wurde froh, froh und ruhig, ich wurde geglättet wie altes Papier und konnte wie neues gebraucht werden. Alles war wie es gewesen war und es war, wie es werden sollte. Alles ging vorüber. Vaters Stimme knickte ein wenig beim Refrain, alles Gute zum Geburtstag, doch das machte nichts, ich wurde nur noch froher, ich war ein ganzes Jahr älter geworden, Mutter schob die Tür auf und kam mit den Geschenken herein, während Vater im Bademantel und Pantoffeln und dazu passenden zerzausten Haaren folgte.

Ich richtete mich im Bett auf und sah sogleich, dass nicht viele Geschenke zu sehen waren, die meine Mutter vorsichtig auf der Bettdecke platzierte. Es waren genau gesagt drei Stück, ein langes und hartes, ein dickes und weiches und ein flaches und weiches.

- Alles Gute zum Geburtstag, sagte meine Mutter und küsste mich auf die Stirn.
- Ja, alles Gute, sagte mein Vater und streckte die Hand vor.
- Danke, danke, danke, sagte ich.

Ich öffnete zuerst das flache und weiche. Es war von meinen Tanten. Es waren selbstverständlich drei Paar lange Strümpfe, blaue, rote und grüne. Es waren die längsten Strümpfe, die ich jemals gesehen hatte. Sie könnten als Schlafsäcke benutzt werden. Mein Vater sah weg. Meine Mutter zog die Vorhänge zur Seite und setzte sich auf den Stuhl am Fenster. Sie trug ein geblümtes Kleid, das mich an den Sommer erinnerte. Sie hatte sich meiner wegen geschmückt. Die Wolken waren niedrig und dunkel. Es war Herbst und meine Mutter trug ein Sommerkleid. Ich riss das Papier vom dicken Geschenk auf, das von ihr war,

von Mama stand auf dem Zettel. Es war eine Regenjacke, blau, sie reichte sicher bis zu den Knien und hatte Reflexstreifen auf dem Rücken.

Es goss bereits wie in Strömen.

- Du kannst sie heute in die Schule anziehen, wenn du willst, sagte sie.

- Vielen Dank.

- Gern geschehen. Und vergiss nicht deinen Tanten für die Strümpfe zu danken wenn sie anrufen.

- Bestimmt nicht. Darf ich sie auch tragen, wenn sie anrufen?

Mutter lachte kurz.

- Du kannst dich über alles freuen, was du bekommst, sagte sie. Das ist gar nicht so leicht.

Das ist gar nicht so leicht.

Was meinte sie damit?

- Was meinst du damit? fragte ich.

- Womit?

- Dass es gar nicht so leicht ist.

- Dass es nicht immer so leicht ist, sich etwas einfallen zu lassen, sagte Mutter.

Es war nur noch ein Geschenk übrig, das lange und harte. Ich zögerte. Ich zog die Zeit in die Länge. Es war von meinem Vater. Er zündete sich eine Zigarette an und ging zwischen dem Bett und der Tür auf und ab, mit der einen Hand in der Tasche des schlaffen Bademantels, er begann ungeduldig zu werden.

- Willst du es denn nicht auspacken? rief er.

Mutter musste ihn am Schluss sogar beruhigen. Und ist das nicht merkwürdig, dass meistens der Geber am ungeduldigsten ist? Das sage ich ja, zu Geben ist vielleicht eine Kunst, selbst wenn die meisten in diesem Fach schlampfen, aber etwas zu bekommen ist eine Wissenschaft. Ich hielt das Geschenk in der Hand, verwundert und verwirrt, weil mein Vater den langen Weg außerhalb der Wunschliste ging und zwischen allem wählte, was ich mir nicht wünschte. Und diese Liste ist unendlich. Es ist unmöglich. Er hatte selbst entschieden, was er mir geben wollte und nichts kann den Empfänger in größere Verlegenheit bringen als etwas Unangenehmes zu bekommen, das setzt sowohl den Geber, als auch den Empfänger in ein grelles und peinliches Licht. Das könnte eine Fahrradpumpe sein. Eine Fahrradpumpe war das Naheste, an das ich komme. Es war nicht besonders schwer, aber die neuen Fahrradpumpen waren leichter als die alten. Oder vielleicht war es ein Teleskop? Mit einem Teleskop konnte ich vielleicht leben. Eine Fahrradpumpe hatte ich vorher schon. Eine

Zigarrenschere war es kaum. Es war ein eigenartiger Morgen an diesem ersten Tag meines vierzehnten Jahres.

- Willst du es nicht bald öffnen? rief mein Vater noch einmal.

- Lass ihm doch die Zeit, die er braucht, sagte Mutter.

Und ich ließ mir noch ein wenig Zeit. Mein Vater zündete sich eine neue Zigarette an und blies Ringe zum Fenster. Dann faltete ich das Papier langsam zur Seite. Ich starrte lange auf das, was ich in den Händen hielt. Es war still in meinem Zimmer, ich hörte nur die Glut auf der Zigarette meines Vaters. Es war ein Bleistift. Noch nie zuvor hatte ich so einen großen Bleistift gesehen. Er war mindestens einen halben Meter lang, dick wie eine Fahnenstange und es gab nicht ein Penal auf der Welt, worin er Platz hätte.

Mutter sah zu Vater.

Vater kam näher und sah zu mir hinunter.

- Ich dachte es wäre ganz lustig, so was zu haben, sagte er.

Ich sagte nichts. Ich konnte ihn wie einen Speer benutzen. Ich könnte jemanden damit umbringen, zum Beispiel meinen Vater.

Vater setzte sich auf die Bettkante.

Meine Mutter öffnete das Fenster und warf seine Zigarette hinaus in den Regen.

Der Bleistift hatte sogar einen Namen. Er hieß Apollo. Er war also benannt nach einem amerikanischen Raumschiff, oder vielleicht eher nach dem griechischen Gott, nach dem das amerikanische Raumschiff seinerzeit benannt wurde, der Beschützer von Gesang und Musik, der sämtliche Krankheiten heilen und gleichzeitig die Pest über die Menschheit senden konnte und was war eigentlich der Witz dabei?

- Er ist vom berühmten Johann Faber aus Deutschland, sagte er. Ich habe ihn bekommen, weil ich letztes dort war. Es ist eine Spezialanfertigung. Große Bleistifte bekommt man nicht so einfach.

Aber was soll man mit einem so großen Bleistift anfangen? Das würde ich gerne wissen.

Noch einen Moment lang war es ganz still.

- Wofür soll ich den verwenden? fragte ich.

- Verwenden?

- Ja, was soll ich damit?

Vater wurde ganz verwundert im Gesicht und drehte sich zu meiner Mutter, aber sie war nur damit beschäftigt das Papier zu glätten, in dem die Geschenke für das nächste Jahr

ebenfalls verpackt werden konnten. Ich bekam plötzlich Lust es in Stücke zu reißen, zusammenzuknüllen und ein für alle mal wegzuwerfen.

Ich hatte meinen Vater noch nie so traurig gesehen.

- Nein, schau mal, sagte mein Vater, hustete und zuckte mit den Schultern. Schreib damit, vielleicht. Oder häng ihn an die Wand.

- Danke, sagte ich, ohne ihn dabei anzusehen.

Es kam nichts mehr. Es war vorbei. Wir aßen Frühstück. Ich war nicht besonders hungrig. Mutter fragte mich, ob ich mich auf die Party heute Abend freuen würde. Nein. Mir graute es. Aber das sagte ich nicht. Ich sagte gar nichts. Und auf dem Weg zur Schule nahm ich mir vor, krank zu werden, weil ich keine Geburtstagsparty mit diesen Geschenken haben konnte, ausgerechnet ich, der Meister der Wunschlisten: drei Paar lange Strümpfe, eine Regenjacke und ein Bleistift. Es waren drei Fehlschläge von drei möglichen. Ich war so fest davon überzeugt, krank zu werden, dass ich mich bald schon ziemlich schlecht fühlte. Und wenn ich vor mir den riesigen Bleistift sah, den mein Vater nicht einmal gekauft, sondern in der Fabrik in Deutschland bekommen hatte, in der Bleistiftfabrik, wurde mir noch schlechter, und ich begann daran zu zweifeln, ob ich einmal vierzehn werden wollte.

Wir hatten Turnunterricht in der ersten Stunde. Ich setzte mich neben meinen Kleiderhaken in die Garderobe und alle Jungen wollten natürlich wissen, was ich bekommen hatte. Sie drängten immer mehr.

Ich konnte nicht sagen, was es wirklich gewesen war.

- Einen Koffer, sagte ich.

Die Jungs sahen sich lange gegenseitig an. Daher sahen sie kaum noch mich an.

- Einen Koffer? Hast du gar nicht Keep on Running bekommen?

- Nein. Einen Koffer.

- Was willst denn mit dem?

- Was glaubt ihr?

- Ernsthaft!

Ich versuchte zu grinsen.

- Alle meine Geschenke von euch einpacken, ist doch klar.

Dann blies der Oberst in seine Pfeife und ich ging in den Turnsaal und der Oberst, der aus dem Militärdienst nach einer Winterübung in Finnmark entlassen worden war, sah mich erstaunt an, weil ich der Erste war, und es war das erste Mal, dass ich der Erste war, wenn es darum ging in den Turnsaal zu gehen, meistens war ich der Allerletzte. Es kam vor, dass ich überhaupt nicht kam und stattdessen eine Mitteilung nach Hause bekam, die Mutter

unterschreiben musste, wenn Vater auf einer Geschäftsreise zu den Bleistiftfabriken in Europa war. Ich blieb stehen und sah die fünf Seile, die bereits von der Decke hingen. Ich hatte mich entschlossen, krank zu werden. Jetzt sollte ich mein Versprechen einlösen. Ich wählte das Seil in der Mitte und kletterte bis ich nicht mehr weiter kam. Mir wurde schlecht und schwindlig. Ich klammerte mich fest an den Haken unter der Decke, und weit unten auf dem Boden stand der Oberst und der Rest der Jungen und sie starrten zu mir hinauf.

Heute bin ich dreizehn Jahre alt, dachte ich. Was für ein Leben! Dann ließ ich los, nicht ganz, weil ich noch nicht sterben wollte, das konnte einen Augenblick warten, ich lockerte nur den Griff um das Seil und rutschte mit voller Geschwindigkeit hinunter. Meine Hände brannten und es schmerzte schrecklich an der Innenseite der Oberschenkel, es roch nach angebrannten Koteletts und verbrannten Pfoten auf dem Weg nach unten. Ich hörte nichts anderes als den Laut von Hanf gegen Haut, ein trockenes Feuer, und dann schlug ich plötzlich auf dem Boden auf, hörte auch davon kaum etwas, und ich war eigentlich ein wenig enttäuscht, als ich da lag, weil es kaum weh getan hatte. Es hätte mehr schmerzen sollen. Ich sah deutlich, wie sich alle mit schiefen Gesichtern über mich beugten und der Oberst kniete neben mir und legte die Hand unter meinen Kopf und fragte, ob ich mich an meinen Namen erinnern konnte. Das konnte ich soweit, aber ich sagte ihn nicht. Ich sagte, dass wir im Telefonbuch stehen, aber ich hätte vergessen, wie mein Vater heißt. Dann kam die Schulkrankenschwester, die in meine Augen leuchtete, meine Oberschenkel mit Vaseline einschmierte, meine Wunden reinigte und beide Hände verband. Ich musste glücklicherweise nicht duschen und nach der Stunde wurde ich in einem schwarzen Taxi nach Hause gefahren, während mir der ganze Schulhof neidisch nachsah. Jemand musste meine Mutter angerufen haben, wahrscheinlich der Oberst, da sie bereits auf dem Gehsteig stand und mich empfing, als würde ich als einziger Überlebender aus dem Zweiten Weltkrieg zurückkehren, nach zwanzig Jahren in japanischer Gefangenschaft mit Bambus unter den Nägeln und gefolterten Oberschenkel. Vater kam auch hinunter, und zusammen trugen sie mich fast die Stufen hinauf und ich begann mich zu fragen, ob ich diesmal vielleicht etwas zu weit gegangen war.

Sie schoben mich ins Vorzimmer und dort setzten sie mich in einen Stuhl.

- Wie fühlst du dich? fragte meine Mutter.
- Nicht besonders, murmelte ich und schloss die Augen.
- Hast du auch Kopfschmerzen?

Ich überlegte. Doch, ich musste auch einen inneren Schaden davon getragen haben, zur Sicherheit. Den konnte ich ebenso haben.

- Ja, sagte ich. Vor allem auf der Stirn.

Mutter drehte sich zu Vater um.

- Das muss warten, flüsterte sie. Er kann es jetzt nicht bekommen.

Das hörte ich. Ich war verwirrt.

- Was denn? Was muss warten?

- Gar nichts, sagte Mutter. Du hast Fieber.

Vater flüsterte ebenfalls etwas.

- Er kann es doch genauso gut jetzt auspacken, oder?

- Mit diesen Händen? Er kann mit diesen Händen gar nichts auspacken, das weißt du genau!

- Wir können ihm ja ein wenig dabei helfen.

Sie redeten, als wäre ich gar nicht anwesend, oder aus dem einen oder anderen Grund unsichtbar.

Mutter seufzte und drehte sich wieder zu mir. Ich war doch nicht unsichtbar.

- Aber danach geht's gleich ins Bett! Verstanden?

Ich nickte sehr vorsichtig.

Sie stützten mich auf dem Weg in mein Zimmer. Dort stand ein riesengroßes Geschenk in der Mitte auf dem Boden, mindestens einen Meter lang und ebenso hoch. *Von Papa und Mama.* Mein Vater musste es für mich auspacken. Er war eifriger als ich es jemals gewesen bin und riss kreuz und quer an dem grauen Papier.

Es war ein Koffer.

Es war ein brauner Lederkoffer mit Riemen über der Mitte, Reißverschluss, Namenstafel und einem Vorhängeschloss mit eigenem Schlüssel. Alles was ich besaß konnte in dem Koffer Platz finden. Vergessen waren bereits die drei langen Strümpfe, der Regenmantel und der Bleistift Apollo.

Vater lächelte, verlegen und zufrieden.

- Nur eine kleine Überraschung, sagte er. Der kann noch von Nutzen sein, nicht wahr?

- Ja, sagte ich. Der kann noch von Nutzen sein.

Vater legte die Hand vorsichtig auf meine Schulter.

- Bist du wirklich vom Seil gefallen? Von ganz oben?

- Von der Decke, sagte ich. Zuerst kletterte ich hinauf und dann fiel ich hinunter.

- Nicht schlecht.

Vater nickte und wirkte eigentlich ziemlich beeindruckt. Mutter zog die Vorhänge vor und sammelte die Papierstücke und den Faden auf.

- Und jetzt geht's ab ins Bett, sagte sie.

Ich musste es versuchen und ich merkte zu meinem eigenen Erstaunen, dass ich fast errötete, während ich das sagte:

- Ich fühle mich jetzt etwas besser.
- Versuch es gar nicht erst.

Mutter zog die Decke vom Bett und zeigte darauf.

- Es ist sicher besser aufzubleiben, sagte ich. Für die Blutzirkulation.
- Kommt nicht in Frage.
- Aber ich habe keine Kopfschmerzen mehr. Sie sind plötzlich verschwunden.
- Red keinen Unsinn. Du musst dich ausruhen.
- Aber die Geburtstagsparty? fragte ich. Was ist mit der?

Mutter wollte davon nichts mehr hören. Ich bekam stattdessen eine Tablette und musste mich brav hinlegen. Vater machte das Licht aus, schlich hinter Mutter her und schloss die Tür so langsam, dass ich glaubte, sie würde niemals wieder geöffnet werden. Die Lüge hatte mich langsam aber sicher eingeholt, und eine Wahrheit jetzt, das heißt ein Zugeständnis, würde alles nur noch schlimmer machen. Und so blieb ich liegen, mit warmen Händen und verletzten Oberschenkel. Ich konnte den Schatten des Koffers sehen, der neben dem Stuhl stand. Den hatte ich bekommen. Es war meiner. Aber warum bekam ich ihn nicht heute morgen, zusammen mit den anderen Geschenken? Dann wäre ich nicht das Seil hinauf geklettert und heruntergefallen. Dann wäre ich immer noch der Meister der Wunschlisten, wenn auch nicht von der Welt, dann in jedem Fall der Meister von Skillebekk.

Nach einer Weile kam Mutter wieder zu mir mit einem Glas Wasser und einer neuen Tablette.

- Ich will aufstehen, schrie ich. Ich will aufstehen!

Aber Mutter drückte mich hinunter.

- Der Arzt kommt später am Abend. Du könntest eine leichte Gehirnerschütterung haben.

Sie verschwand ebenso schnell wieder und es wurde dunkler als vorher. Der Regen schlug gegen das Fenster. Die Blätter fielen vom wilden Wein. Wo hört der Regen auf? dachte ich. Irgendwo musste er ja aufhören. Dort wäre ich gerne gewesen, genau dort, an dem Ort wo man direkt aus dem Regen hinaus in die Sonne gehen kann, oder im Licht steht und die Hand in den strömenden Regen strecken kann. Um sechs Uhr läutete es. Ich hörte, wie meine Mutter die Tür öffnete, und dass sie etwas leise und mit ernster Stimme sagte.

Und dann hörte ich alle Schritte, die umkehrten und die Stufen wieder hinuntergingen.

Dann stand ich auf, schaute zwischen den Vorhängen hinaus, und da sah ich alle Jungen aus der Klasse heimwärts gehen, einige in Begleitung, einige alleine, in ihren blauen Jacken und durchsichtigen Regenmäntel. Sie mussten in jedem Fall ihre Geschenke hinterlegt haben, denn das einzige was sie trugen waren die Schuhsäcke. Und das ist vielleicht das, woran ich mich am besten erinnere, jetzt, jetzt wo ich um so viel älter geworden bin und das hier schreibe: Jungen, in ihren feinsten Kleidern, in ihrer aller feinsten Pracht, mit den Schuhsäcken in der Hand, mit denen sie langsam von mir weg gingen, im Regen, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen.

Die Strümpfe vergaß ich übrigens nach und nach im Turnsaal. Die Regenjacke gab ich der Heilsarmee am Solliplatz, an einem Weihnachtsabend an dem ich Reue empfand. Und den Koffer stellte ich in Paris ab, am Gare du Nord, in dem Sommer, in dem ich Abitur machte. Das war nicht schlimm, es war nur Schmutzwäsche darin und einige Federmäppchen. Aber den Bleistift, Apollo, habe ich immer noch. Er ist fast immer noch so groß, ich sehe kaum einen Unterschied nach all diesen Jahren. Und das erschreckt mich. Ich werde es niemals schaffen ihn aufzubrauchen. Es ist der Bleistift, mit dem ich jetzt diese Geschichte niederschreibe: von allen Geschichten, die ich geschrieben habe, ist eine erlebt und der Rest nur erdichtet.

1.9. Der Sämann

Andors Traum war endlich in Erfüllung gegangen.

Er stand im ersten Stock des Van Gogh-Museums in Amsterdam, direkt vor dem *Sämann*, dem berühmten Gemälde, das ihm sein Vater einmal gezeigt hatte, eine graukörnige Reproduktion, abgebildet im Norsk Landbruk, 1936, und sein Vater hatte auf die undeutliche, schiefe Gestalt in dem Bild gezeigt, den Sämann, und gesagt: - Das sind wir, Andor. Am selben Abend nahm ihn der Vater mit hinaus zu dem abschüssigen Acker zwischen Meer und Himmel. Das war mitten im Mai. Das Licht war dicht und leuchtend gelb und verwandelte alles um uns in fließendes Gold. Es roch stark nach Federn und Vögeln, nach glänzendem Gras und Schafen, nach den schwarzen Schollen, die der Sämanns Wellen waren. Dort blieben sie stehen und der Vater sagte zu seinem Sohn: - Leg dein Ohr auf den Hügel. Und Andor gehorchte, wie immer, er kniete sich nieder und legte sein Ohr auf den feuchten Hügel. Der Vater ließ ihn so eine Weile liegen. Am Schluss beugte er sich ebenfalls hinunter und flüsterte: - Hörst du die Musik der Erde, Andor? Hörst du sie?

Dann gingen sie wieder nach Hause, den schmalen Weg am Acker entlang. Der Vater voran, Andor knapp hinter ihm, ängstlich und wortkarg, weil er nichts gehört hatte, nicht einen Laut, die Erde hatte geschwiegen an seinem Ohr. Doch er wagte nicht es zuzugeben. Nur Vaters Worte klangen in ihm nach: Das sind wir, Andor.

In dieser Nacht, während er wach lag und nicht einschlafen konnte, fasste er einen Entschluss. Einmal wollte er Vincent van Goghs Gemälde sehen. Er musste den *Sämann* im Original sehen.

Seitdem lag ein ganzes Leben hinter Andor.

So viel geschah und es war nie genug Zeit für Alles.

Der Vater starb bevor der Bauernhof aufgegeben wurde. Bald darauf folgte ihm die Mutter nach, so als hätten sie am selben Lebensnerv gehangen, die selben Herzschräge gehabt.

Niemand kam mehr hierher ins Land und es kam auch niemand über den Berg.

Nur die Stille blieb.

Der Weg entlang des Ackers wuchs langsam aber sicher zu.

Vier Winde bliesen jede Nacht durch das Haus und füllten die verlassenen Zimmer mit Regen und Salz.

Ein glänzender Schafsschädel lag im trockenen, gelben Gras.

Andor zog nach Süden in die Stadt, und fand eine Stelle als Kellner in einem Kaffeehaus am Fluss, wo er Tablets mit Biergläsern trug und Tagesgerichte an Gäste servierte, mit denen er per Du war, die er aber nicht kannte.

Auch sie verschwanden, einer nach dem anderen.

Die Tische im dunklen Lokal standen bald leer.

Das Kaffeehaus wechselte den Besitzer, der es stattdessen Bistro nannte, eine Theke und eine Tanzfläche errichtete, eine Lampe aus Silber an die Decke hängte und Andor feuerte.

Er durfte die weiße Jacke behalten, hatte aber keine Verwendung mehr für sie.

Aus dem Fenster wo er wohnte, konnte er den Fluss vorbeiziehen sehen.

Fünf Jahre lang setzte er auf die selbe Tippreihe und als FK Mjølnar im letzten Spiel der Saison Lyn Oslo schlug, gewann er 3970 Kronen.

Er wusste wofür er das Geld verwenden würde.

Er reiste nicht nach Hause, das es längst nicht mehr gab.

Ende Oktober flog Andor nach Amsterdam.

Und nun stand er im Van Gogh-Museum vor dem Sämann.

Zuerst war er verwundert darüber, dass das Bild so klein war. In seinen Träumen hatte er sich eine Leinwand vorgestellt, die größer war als alles, was er bisher gesehen hatte. Dann war er am meisten verwundert über die Farben. Doch Andor war nicht enttäuscht. Er war nur verwundert und glücklich. So also sieht dieses Bild in der Wirklichkeit aus, und er empfand wieder wie damals:

Der Himmel ist grün. Der Acker ist blau. Und mit der Sonne gleich einem Glorienschein, kommt der schwarze Sämann näher.

So ist es.

Das sind wir, Andor.

Er war kurz davor die Hand auszustrecken, um das Bild zu berühren.

Andor musste sich setzen.

Mitten im Saal stand eine Bank und auf der lies er sich nieder.

Menschen gingen die ganze Zeit an ihm vorbei. Sie redeten leise miteinander und aus einem Lautsprecher tönten Ansagen, die er nicht verstand. Das machte nichts. Der Acker war blau und der Himmel grün. Andor war glücklich.

Andor war glücklich und verwundert.

Alles wurde still um ihn herum.

Die Stimmen, das Klicken der Fotoapparate, die Schritte, das Gelächter, es sank, es verschwand.

Andor sah auf, in diese Stille, die grau und körnig gewesen war.

Und endlich hörte er sie, die Musik der Erde, als wäre er wieder ein Kind und läge mit dem Ohr auf dem feuchten Hügel.

Als die Museumswärter ihre letzte Runde drehten, sahen sie diesen alten Mann, der immer noch auf der Bank saß, im Arles-Saal, zusammengesunken und lächelnd. Einer von ihnen ging auf ihn zu, beugte sich zu ihm hinunter und sagte in einer Sprache, die Andor nicht beherrschte, aber dennoch verstanden hätte:

- Sie müssen nun gehen. Wir schließen jetzt.

2. Über Autor und Werk und seine Platzierung in der heutigen Literatur

Lars Saabye Christensen ist 1953 in Oslo geboren. Er studierte Norwegisch, Literaturwissenschaft, Kunst- und Ideengeschichte. Er wuchs sowohl in Oslo, als auch in Nordland auf. Diese Orte tauchen immer wieder in seinen Werken auf. Heute lebt er mit seiner Frau in Oslo. Neben Romanen und Erzählungen verfasst Saabye Christensen auch Gedichte, Dramen, Kinderbücher und Drehbücher. Er ist Mitglied der „Norske Akademi for Sprog og Litteratur“, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die alte Schriftsprache ‚Riksmål‘ zu fördern und zu pflegen. Am 24. Oktober 2004 wurde er für seine Verdienste für die norwegische Literatur zum Kommandeur des Königlich Norwegischen Ordens des heiligen Olav ernannt.

Für sein Erstlingswerk, die Gedichtsammlung *Historien om Gly*, die im Jahre 1976 erschienen war, wurde Lars Saabye Christensen mit Tarjei Vesaas' Debütantenpreis ausgezeichnet. Ein Jahr später erschien sein erster Roman, *Amatøren*. Danach folgten weitere Gedichtsammlungen, *Kamelen i mitt hjerte* 1978, *Jaktmarker* 1979 und *Paraply* 1982, sowie zwei Romane, *Billettene* 1980 und *Jokeren* 1981. Seinen Durchbruch hatte Saabye Christensen schließlich mit dem im Jahre 1984 erschienenen Roman *Beatles*, der in seinem Heimatland Norwegen zu einem großen Verkaufsschlager geworden ist. Immer wieder haben neue Generationen diesen Roman für sich entdeckt. Es folgten Übersetzungen in mehrere Sprachen, wie z.B. ins Deutsche, Französische, Dänische und Spanische. Bislang verkaufte sich *Beatles* 270.000 mal in Norwegen.⁶ Im Sommer 2006 wurde der Roman von den Lesern der Zeitung *Dagbladet* zum wichtigsten Roman der letzten 25 Jahre gekürt, was Saabye Christensens hohe Stellung in der modernen norwegischen Literatur weiter unterstreicht. Der Rezensent von *Dagbladet* schrieb in der Kritik zu *Beatles* unter anderem:

Men la meg ikke anklage ham for det han ikke har gjort, og la meg ikke ta fra ham at hans roman er velskrevet, varm, sjarmerende og tidvis gripende, og at den omfatter en masse engasjerende stoff. Som generasjonsroman holder den kanskje ikke helt. Som heimstaddikning er den storartet. De fleste forfattere har en gang i blant lyst til å gi alt de har. Tømme hele sekken og la det stå til. Det har Lars Saabye Christensen gjort med denne romanen, og det har han all ære av.⁷

Für seine nachfolgenden Werke bekam Christensen verschiedene Literaturpreise verliehen, darunter den Cappelenpreis 1984 für sein Gesamtwerk und den Literaturpreis des Nordischen

⁶ <http://www.aftenposten.no/kultur/litteratur/Store-forventninger-til-Saabye-Christensen-6575643.html>
(28.12.2012)

⁷ <http://www.dagbladet.no/kultur/1984/03/28/128967.html> (28.11.2012)

Rates 2002 für seinen Roman *Halvbroren*, der im Jahr zuvor erschienen war. Ebenso wie sein Roman *Beatles* ist auch *Halvbroren* ein Bildungsroman, der in den 1960er und 1970er Jahren angesiedelt ist. Er schließt an den Erfolg von *Beatles* an und ist das Werk des Autors, das in die meisten Sprachen übersetzt wurde. Beinahe 150.000 verkaufte Exemplare in Norwegen bis zum Jahre 2008⁸ machen Saabye Christensen zu einem der meistgelesenen modernen Autoren des Landes. Auch die Kritiken überhäufte ihn für diesen Roman hauptsächlich mit Lob. So schrieben etwa *Dagbladet* und *Norsk rikskringkasting* (NRK) auf ihren Webseiten:

Det er på alle vis en fabelaktig roman, en tour de force, en guddommelig komedie, en djevelsk tragedie, en slektskrønike som intet har å gjøre med den berømmelige familiens gjenkomst i norsk litteratur.⁹

I høstens roman demonstrerer Lars Saabye Christensen at han er en briljant forteller. Men i iveren etter å dra leseren fra den ene dramatiske situasjonen til den andre blir tankene bak historiene litt utydelige...¹⁰

Auch in den deutschsprachigen Ländern erhielten Saabye Christensens Werke durchwegs gute Kritiken, auch wenn die Verkaufserfolge nicht an die in seinem Heimatland heranreichen. Stellvertretend werden drei Rezensionen von deutschen Zeitungen und Zeitschriften herausgesucht. Zumeist wird darauf hingewiesen, dass die Geschichte der Familie des Hauptdarstellers Barnum das herausragendste Merkmal des Werkes ist. So schreibt etwa das Magazin *Der Spiegel* in seiner Rezension, dass „in kunstvoll gebauten Rückblenden Christensen mit Hilfe seines Ich-Erzählers Barnum nach und nach die zärtlich-wilde Geschichte seiner Osloer Helden lebendig werden lässt. In ihrem Mittelpunkt stehen die Halbbrüder und ihre wunderliche Familie“.¹¹

Wenn auch die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* meint, dass der Roman trotz seiner Länge durchaus lesenswert ist, gibt sie kleine Kritik an der Übersetzung wider:

[...] schneeraupengleich sollte er im Original alles an Preisen abgeräumt haben, was abzuräumen ging. Lars Saabye Christensen hat das Seinige erledigt, und hätte die Übersetzung Christel Hildebrandts nicht die klare, gelenke Originalsprache mit einem feinen Staubschleier überzogen, wäre dies der perfekte Schinken.¹²

Das Magazin *Der Stern* schließlich findet, dass die Darstellung dieser ‚Außenseiter‘ in dem Buch das herausragendste Merkmal ist:

⁸ <http://www.aftenposten.no/kultur/litteratur/article274228.ece> (28.11.2012)

⁹ <http://www.dagbladet.no/kultur/2001/09/01/278821.html> (28.11.2012)

¹⁰ <http://www.nrk.no/nyheter/kultur/1258252.html> (28.11.2012)

¹¹ <http://www.spiegel.de/spiegelspecial/a-274718.html> (29.11.2012)

¹² <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/besteigung-eines-achthunderteters-1197792.html> (29.11.2012)

Der Halbbruder handelt von Familiengeheimnissen und kauzigen Außenseitern. [...] Auf dem schmalen Grat zwischen Tragik und Komik spielt dieser hinreißende Roman, an dem Christensen zehn Jahre geschrieben hat. Er ist so dicht erzählt, dass man ihn mehrmals lesen kann und immer noch Neues entdeckt.¹³

Demnach scheint es einerlei zu sein, worauf man seine Gewichtung legt. Die Kritiken sind sich einig darüber, dass die Werke Saabye Christensens literarisch hochwertig sind, sei es nun durch seine Erzählkunst, oder die Darstellung der Figuren und deren Umfeld. Ähnliche Verkaufszahlen in Norwegen erzielten z.B. auch Jo Nesbø und Anne Birkefeldt Ragde mit ihren Büchern. Von seiner Krimiserie um den Polizisten Harry Hole machte sich Jo Nesbø nicht nur in seinem Heimatland einen Namen, er wurde auch international bekannt. Sein siebenter Kriminalroman *Snømannen* erzielte einen Verkaufsrekord, 160.000 Exemplare verkaufte er allein in der ersten Woche in Norwegen.¹⁴ International kann Nesbø mit seinen Büchern auf 15 Millionen verkaufte Exemplare zurückblicken.¹⁵ Anne Birkefeldt Ragdes Roman *Ligge i grønne enger* war mit 72.000 verkauften Exemplaren das Buch, das sich seit Saabye Christensens *Halvbroren* am besten verkaufte.¹⁶ Insgesamt wanderten bislang über eine Million Bücher von ihr über die Verkaufstische.

Die Novellensammlung *Oscar Wildes heis* erschien im Jahre 2004. Sie umfasst 12 Geschichten, die in den 1960er und 1970er Jahren, aber auch in der heutigen Zeit spielen. Die Geschichten sind alle in Norwegen angesiedelt, einige zum Teil auch im Ausland, wie Frankreich oder Holland.¹⁷ Bei den Novellen, die in den 1960er Jahren spielen, ist die Hauptperson ein kleiner Junge, etwa im Alter von 13 Jahren. Dennoch sind es immer unterschiedliche Geschichten, die jeweils etwas anderes erzählen. So handelt die Erzählung ‚Mörder‘ von der Freundschaft zwischen zwei Jungen, dem namenlosen Protagonisten und Robert. Sie werden sogleich beste Freunde und ihre Beziehung zueinander wird hier dargestellt. Doch Robert hat ein Geheimnis, das er vor allen zu verheimlichen versucht, nämlich, dass sein Vater wegen Mordes im Gefängnis sitzt. Stattdessen erzählt Robert, dass sein Vater auf See sei. Als sein Geheimnis schlussendlich ans Licht kommt, als sein Vater überraschend zu Roberts Geburtstag kommt, trennen sich ihre Wege wieder, da Robert

¹³ <http://www.stern.de/lifestyle/leute/lars-saabye-christensen-seltsame-kaeuze-536987.html> (29.11.2012)

¹⁴ <http://e24.no/naeringsliv/rekordsalg-for-nesboe/1835893> (28.12.2012)

¹⁵ <http://www.aschehoug.no/forfattere/alfabetisk/vis?contentItemId=648332> (28.12.2012)

¹⁶ <http://www.bt.no/bergenpuls/litteratur/Ragde-mest-populaer-1884134.html> (28.12.2012)

¹⁷ Die Nachfolgenden Beschreibungen beziehen sich auf die neun übersetzten Novellen in dieser Arbeit, nicht auf alle zwölf.

daraufhin fortziehen muss. Im ‚Teufelsintervall‘ wiederum liegt der Fokus eher auf den beiden rivalisierenden Zwillingen Ingrid und Margrethe, als auf dem Jungen selbst. Die tragische Geschichte der beiden wird um ihn herum erzählt. Sie alle besuchen eine Klavierakademie in Oslo. Nachdem die Zwillinge während ihres gemeinsamen Auftritts am Akademiekonzert zu streiten anfangen und das Konzert daraufhin abgebrochen wird, werden sie der Akademie verwiesen. Daraufhin entschließt sich auch der Junge dazu, die Akademie nicht mehr zu besuchen. Heimlich wandert er während der Unterrichtsstunden in der Stadt umher und beobachtet die Bewohner durch ihre Fenster. Am letzten Tag vor den Sommerferien geht er noch einmal zurück auf die Akademie, wo er von seinem ehemaligen Klavierlehrer erfährt, dass die Zwillinge Selbstmord begangen haben. In ‚Das Geschenk‘ schließlich fokussiert der Autor auf den Geburtstag des Protagonisten und seine Geschenke. Er bezeichnet sich als Meister der Wunschlisten und ist am Ende umso enttäuschter, als er von seinem Vater ein Geschenk bekommt, das er sich nicht gewünscht hat. Daraufhin verletzt er sich absichtlich, um an diesem Abend keine Geburtstagsfeier abhalten zu müssen, da er sich damit vor seinen Freunden nicht bloßstellen will. Alle bisherigen Novellen haben gemeinsam, dass sie aus der Ich-Perspektive erzählt werden. Der Leser bekommt dadurch den Eindruck, dass es sich um biographische Erlebnisse des Autors handelt. In den Erzählungen ‚Das Geschenk‘ und ‚Teufelsintervall‘ befindet sich im letzten Satz eine Anmerkung, die darauf hindeutet, dass der Autor die Geschichten selbst erlebt hat. Die Novelle ‚Der Gast‘ beschreibt einen Traum, den der Junge hat und ist gleichzeitig ein Kommentar zur Einwanderungspolitik in Norwegen, die hier sehr restriktiv dargestellt wird. Hier wird in phantastischer Weise mit Traumbildern erzählt, wie es dem Jungen in Norwegen ergeht. Er weiß nicht, wo er sich befindet und verliert seine Eltern. Die Behörden kümmern sich um ihn, aber sie versuchen sich nicht mit ihm zu verständigen, bis der unwissende und hilflose Junge an Bord eines Flugzeugs gebracht und deportiert wird. In der Erzählung vom Sämann von Van Gogh erlebt der Leser nicht nur einen Ausschnitt aus der Kindheit des Protagonisten Andor, sondern auch eine kurze Episode vor seinem Tod. Andor hat sein ganzes Leben lang nur ein Ziel vor Augen, er will das Gemälde im Original betrachten, nicht nur eine Abbildung davon in einer Zeitschrift, da sie ihn an seine Kindheit auf dem Bauernhof erinnert. Im hohen Alter schafft er es endlich, nach Amsterdam zu fliegen und das Gemälde im Museum zu betrachten. Er ist darauf glücklich und erinnert sich an seine Kindheit auf dem Acker. Unterschiedlicher sind die restlichen Novellen. Die Erzählung ‚Das Schwein‘ handelt von einer Konfrontation zwischen Christentum und Islam in einem Krankenhaus. Auslöser ist die Kinderzeichnung eines Schweins, das die islamische Familie aus dem Krankenzimmer

entfernen ließ, dem Protagonisten Asbjørn Hall allerdings äußerst wichtig ist. Er ruft seine Tochter Mona Hoff, die Anwältin ist, zu sich ins Krankenhaus, damit sie die Angelegenheit für ihn regelt. Die politische Thematik wird von beiden Seiten dargestellt, ein Urteil kann und soll sich der Leser selber bilden. In ‚Das Wiedersehen‘ fliegt ein Flugzeug durch einen Sturm und droht abzustürzen. An Bord befindet sich neben dem Protagonisten auch ein kleines Mädchen, das alleine zu ihrem Vater fliegt. Es wird offensichtlich dargestellt, dass das Mädchen darüber nicht glücklich ist und lieber mit dem Flugzeug abstürzt, eine Begründung dazu wird aber nicht gegeben. Als das Flugzeug dann sicher gelandet ist, fällt es ihrem Vater aber doch glücklich in die Arme. ‚Die Ruhestätte‘ erzählt von einem peinlichen Fehler eines Autors und seine Auswirkungen auf einen öffentlichen Auftritt. Wie auch Saabye Christensen erhielt er in der Erzählung einen bedeutenden Literaturpreis. Daraufhin bekommt der Protagonist das Angebot, eine Rede am Nationalfeiertag an Henrik Ibsens Grab zu halten. Er willigt ein, in dem Glauben, die Rede solle am Grab von Bjørnstjerne Bjørnson gehalten werden. Dementsprechend verfasst er auch seine Rede als ein Lob auf Bjørnson. Erst in dem Augenblick, in dem er die Rede halten soll, wird ihm sein Fehler bewusst gemacht und ihm fällt spontan nichts ein, also bleibt er stumm vor den Zuhörern stehen. Als sich Unruhe unter dem Publikum breitmacht, sucht er schließlich das Weite. In der Erzählung ‚Oscar Wildes Aufzug‘ reist der Protagonist Peder Sand nach Paris, um seine Frau Beate mit einer neuen Arbeitskollegin namens Sara Holm zu betrügen. Dort steigt er in dem Hotel ab, in dem Oscar Wilde gestorben ist. Peder Sand steckt schließlich mit Sara Holm im Aufzug des Hotels fest, während seine Frau in der Empfangshalle auf ihn wartet. Die Beziehung zu seiner Frau wird ebenso eingehend beleuchtet, wie die Gedanken, die er sich zu dem Seitensprung macht. Er selbst findet seine Tat schändlich und auch der Erzähler stellt ihn in ein negatives Licht, was dem Leser wenig Spielraum für eine eigene Interpretation bietet.

Auch die Kritiken nehmen dieses Werk wohlwollend auf. Christensen hat sich schon länger einen festen Platz in der norwegischen Literatur gesichert und setzt diese Erfolge mit dieser Novellensammlung weiter fort. Bislang ist sie nur auf Dänisch und, laut der Internetseite des Verlags,¹⁸ auf Estnisch erschienen. Zur Beurteilung werden zwei Rezensionen aus Norwegen und eine aus Dänemark zu dem Werk vorgestellt.

Die Zeitung *Aftenbladet* stellt einige der einzelnen Novellen kurz vor und greift ihre Besonderheiten heraus. So wird beispielsweise auf den Humor, den einige Geschichten

¹⁸ <http://www.cappelendamm.no/main/Katalog.aspx?f=7011> (01.12.2012)

beinhalten, hingewiesen und gleichzeitig darauf, dass es sich doch auch um ernste Themen handelt. Christensen gelinge dadurch ein hervorragendes Zusammenspiel:

Humoren, både den lett burleske og den presist beskrivende, preger mange av novellene i samlingen. [...] Så riktig godt går det ikke i noen av novellene. Mange av dem rommer en mørk streng som gjør selv de små humoreskene til miniatyrromaner om livets dystre sider.¹⁹

Der norwegische Sender NRK weist auf seiner Webseite darauf hin, dass viele der Novellen in das alte Schema von Christensens Bildungsromane fallen. Wie in *Beatles* oder *Halvbroren* spielen auch sie im Oslo der 1960er Jahre.

Brorparten av de tolv novellene er om unge gutter i oppveksten på 1960-tallet, gjerne i området rundt Marienlyst, Skillebekk, Frogner. Det handler om vennskap, om å bryte rammer, om det å bli voksen. [...] Det har vi hørt om før, og der er Saabye Christensen en mester.²⁰

Nicht nur in Romangestalt also, sondern auch in Form von Novellen weiß Christensen mit diesen Geschichten zu überzeugen. Dass aber auch die anderen Geschichten durchaus lesenswert sind aufgrund ihrer Vielschichtigkeit, berichtet die dänische Seite litteratursiden.dk:

En forladt dreng, en flok fodboldgale knægte, en midaldrende og utro ægtemand, en gammel, døende mand; alle får de liv og stemmer i Lars Saabye Christensens fremragende noveller. [...] Dette er bare nogle af de meget forskellige drenge og mænd, vi møder i de tolv noveller. Alle er de meget forskellige steder i livet, og tilsammen kan "Oscar Wildes elevator" således siges at rumme en hel livscyklus. [...] Men uanset forskellene er alle historierne fortalt med den skarphed, præcision og styrke, der er Lars Saabye Christensens adelsmærke.²¹

Was dieses Werk also laut den Kritiken ausmacht, sind einerseits die gelungenen Handlungen der einzelnen Novellen, egal ob sie in der jetzigen Zeit spielen oder vor fast 50 Jahren, andererseits die humoristische Erzählweise, mit der Saabye Christensen auf dennoch behutsame Art und Weise auch ernsthafte Themen, wie z.B. Christentum und Islam, Selbstmord, oder Ausländerpolitik anspricht. Durch seine früheren Romane und damit einhergehenden Erfolge kann man sehen, dass eine seiner großen Stärken die Geschichten sind, in denen ein Junge in Norwegens Hauptstadt langsam anfängt erwachsen zu werden. Diese Umgebung spielt in all diesen Geschichten eine nicht unbedeutende Rolle. Auch für Leser der Übersetzung bietet diese Novellensammlung gewiss neue Erfahrungen und Einblicke in das Land Norwegen und seine Bevölkerung.

¹⁹ <http://www.aftenbladet.no/kultur/anmeldelser/bokanmeldelser/Oscar-Wildes-heis-gar-bare-oppover-2793463.html> (02.12.2012)

²⁰ <http://www.nrk.no/nyheter/kultur/4073527.html> (2.12.2012)

²¹ <http://www.litteratursiden.dk/anmeldelser/oscar-wildes-elevator-af-lars-saabye-christensen> (02.12.2012)

3. Bedeutung und Aufgabe der literarischen Übersetzung

Ohne Übersetzung keine Weltliteratur – So einfach könnten sich die folgenden Ausführungen zusammenfassen lassen. Dennoch bedarf es einer ausführlicheren Erklärung: Das literarische Übersetzen spielt in den Köpfen des lesenden Publikums eine große Rolle, ist aber quantitativ neben dem Übersetzen von u.a. Fachliteratur, Gebrauchstexten, der Synchronisation von Filmen und Serien und Untertiteln nur ein geringer Teil des Übersetzens. Dennoch handelt es sich nicht um einen vernachlässigbaren Bereich. Zieht man als Beispiel die Frankfurter Buchmesse in Betracht, so bekommt man einen kleinen Einblick in die Dimensionen des Übersetzens. 2011 war Island Ehrengast der Buchmesse. Im Zuge der Messe, die unter dem Titel 'Sagenhaftes Island' lief, gab es 230 deutschsprachige Neuerscheinungen von 111 Verlagen im Zeitraum von Herbst 2010 bis Herbst 2011.²² Diese Bücher umfassen neben isländischer Belletristik auch Sachbücher. Der Anteil an übersetzter isländischer Literatur, ohne dass Kinder- und Jugendliteratur, Sachbücher oder neue Sagaübersetzungen mit einbezogen werden, also ausschließlich Romanen, Dramen und Gedichtbänden beträgt hierbei 80 Titel. Allerdings fallen unter diese Neuerscheinungen auch einige Neuauflagen, Taschenbuchausgaben und Hörbücher. Es ist dennoch ein nicht geringer Anteil allein an übersetzter isländischer Literatur. Auch bei der Buchmesse 2010 sind die Zahlen ähnlich, in diesem Zusammenhang sind 216 neue argentinische Bücher in deutscher Übersetzung erschienen.

Ebenso wie die Isländer benötigen aber auch die norwegischen Autoren wie Lars Saabye Christensen, und um genau zu sein sämtliche skandinavischen Autoren, den deutschsprachigen Buchmarkt, um ihre Literatur in der Welt verbreiten zu können: "Skandinavische Dichter konnten daher in der Vergangenheit und können bis heute ausschließlich über das Medium der literarischen Übersetzung Eingang in die Weltliteratur finden. [...] Über Deutschland haben sich die großen skandinavischen Autoren [...] das Tor zur Weltliteratur eröffnet."²³

²² Die folgenden Daten wurden entnommen von <http://www.buchmesse.de/de/ehrengast/rueckschau/> (03.12.2012) bzw.

http://www.buchmesse.de/pdf/buchmesse/ehrengast_island_2011_neuerscheinungsliste_oktober_2011.pdf (03.12.2012)

²³ Paul 2007 s.1625

Aber Übersetzungen helfen nicht nur dabei, Literaturen zu verbreiten, sie bilden, besonders in Europa, ein kulturelles Fundament. Vor allem gewährt übersetzte Literatur Einblicke in fremde Kulturen und trägt so maßgeblich zu einem interkulturellen Austausch bei. Eigenheiten und Besonderheiten von anderen Ländern kann man durch ein Buch ganz einfach erkennen. Es entsteht ein Dialog zwischen den Kulturen, Gemeinsamkeiten und Differenzen lassen sich herauslesen. Nicht viele können ein Buch in ihrer Originalsprache lesen und auch die Anzahl an Fremdsprachen, die man lernen kann, ist begrenzt. Um also als Leser eine große Auswahl an ausländischer Literatur zu haben, besonders aus kleineren Ländern, deren Sprache keine große Verbreitung findet, werden Übersetzungen benötigt. Wie am Anfang des Kapitels schon erwähnt, „gäbe es ohne literarische Übersetzer auch keine Weltliteratur. Denn ohne eine gute Übersetzung hätte auch das bedeutendste Werk wenig Chancen, anderswo als solches wahrgenommen zu werden.“²⁴ Dazu kommt noch ein historischer Aspekt. Die europäischen Kulturen profitierten maßgeblich von den Übersetzungen. Neue kulturelle Strömungen bauten auf der Entdeckung oder Verbreitung von Werken aus anderen Ländern auf, alle Epochen basierten zumindest zu einem Teil auf diesem Prinzip: „Alle diese Epochen haben immer *Eines* gemeinsam: Am Anfang stehen literarische oder jedenfalls ästhetische Übernahmen, Übertragungen, Übersetzungen, Nachahmungen, Entdeckungen älterer oder fremder Vorbilder.“²⁵

Wie aber lässt sich die Übersetzertätigkeit genau beschreiben? An Definitionen mangelt es jedenfalls nicht. Zum einen ist Übersetzen ein Prozess, in dem eine Ausgangssprache in die Zielsprache übertragen wird, zum anderen ist die Übersetzung das fertige Produkt dieses Prozesses. Für gewöhnlich sind an diesem Prozess drei Personen beteiligt: „Der *Leser*, der die Sprache, in der der Originaltext verfasst ist, nicht beherrscht; der *Autor* des originalsprachlichen Textes; und der *Übersetzer*, der einen Text in der Sprache verfasst, die der Leser versteht, wobei dieser Text in einem noch zu klärenden Äquivalenzverhältnis zum Originaltext steht.“²⁶ Wenn man einen literarischen Text in eine andere Sprache überträgt, so gilt es dabei gewisse Punkte zu beachten. Der Zieltext sollte die wesentlichen Züge des Originaltextes beibehalten, da ein Text, der zu frei übersetzt wird, eher als Nacherzählung verstanden werden kann und nicht mehr als Übersetzung. Diese Grenze ist aber offen, sie lässt sich nicht genau bestimmen. Im besten Fall hält sich eine Übersetzung an die Form der

²⁴ Claus Sprick: <http://www.goethe.de/kue/lit/prj/vla/per/ubs/de3917988.htm> (04.12.2012)

²⁵ Kohlmayer 2004

²⁶ Liedtke 1997 s.17

Ausgangssprache, behält ihre wesentlichen Merkmale und sprachlichen Eigenheiten, folgt aber dennoch den sprachlichen und grammatikalischen Regeln der Zielsprache. Innerhalb dieser ‚Unbestimmtheitszone‘²⁷ zwischen zu wörtlicher und zu freier Übersetzung sollte im Idealfall das fertige Produkt liegen. Liedtke weist auf unterschiedliche Äquivalenzebenen hin, die es dabei zu beachten gilt: phonologische, morphologische, syntaktische, semantische, pragmatische und stilistische.²⁸ Sie alle müssen in einer passenden Form von der Ausgangssprache in die Zielsprache übertragen werden. Problematisch wird es vor allem dann, wenn man dabei an die Grenze des Übersetzbaren stößt. Dies kann folgende Gründe haben: a) Das Element der Ausgangssprache ist in der Zielsprache nicht verfügbar. b) Es gibt in der Ausgangs- oder Zielsprache unterschiedliche Elemente, die nicht eindeutig zugeordnet werden können. c) Die Elemente werden in den jeweiligen Sprachen anders gewichtet. Besonders in den Anfängen des Übersetzens im Mittelalter griffen die Übersetzer darauf zurück, Merkmale der Zielsprache in die Ausgangssprache zu übertragen.²⁹ Erst als sich bestimmte Normen in der Zielsprache gefestigt hatten, orientierte sich der Text zunehmend an der Zielsprache, statt an der Ausgangssprache. Ebenso wurde den modernen Übersetzern allgemein eine größere Freiheit beim Übersetzen zugestanden.

Abgesehen von der Einhaltung linguistischer Merkmale eines Textes hat der Übersetzer aber noch weitere Aufgaben:

Die Übersetzung von Texten sollte beitragen: (i) zum Weiterleben der Werke in unterschiedlichen Sprachen; (ii) zur Aufrechterhaltung von Verständigungsverhältnissen in den zugehörigen Bereichen und Hinsichten; (iii) zur Aneignung von fremden Sprachen in den Grenzen und Möglichkeiten der eigenen Sprache und (iv) zur Freigabe der eigenen Sprache für die Andersheit der fremden Sprache, einschließlich der Freigabe der Fremdheit der eigenen Sprache.³⁰

Dazu kommen noch diverse Punkte, die bei der Übersetzungsarbeit in Betracht kommen. Zunächst einmal sollte man den gesamten Text lesen und dadurch einen ersten Eindruck gewinnen. Für einige der weiteren Punkte soll auf die Checkliste bei der Beurteilung des Prix Aristeion zurückgegriffen werden, einem europäischen Literaturpreis, der von 1990 bis 1999 vergeben wurde.³¹ a) Es ist nach dieser Liste zu unterscheiden, ob man eine Erstübersetzung von einem Werk anfertigt, oder ob bereits eine Übersetzung dieses Textes in der Sprache

²⁷ Albrecht 2004 s.1090

²⁸ Liedtke 1997 s.22

²⁹ vgl. Abel 1999 s. 28 und Albrecht 2004 s.1091

³⁰ Abel 1999 s.24

³¹ Die vollständige Liste findet sich bei Harder 2010 s.76-80

vorhanden ist. Mögliche Gründe für eine Neuübersetzung wären z.B. wenn die bestehende Übersetzung unvollständig, veraltet oder schlecht ist. b) Wenn eine neue Übersetzung nötig ist, dann soll der Übersetzer diese Gründe ständig im Auge behalten und bei seiner Übersetzung in Betracht ziehen. c) Dazu sollte immer überlegt werden, für wen die Übersetzung angefertigt wird. Eine adäquate Übersetzung sollte auch auf der semantischen Ebene gegeben sein. Bedeutungen, Phrasen, Symbolik und dergleichen müssen vom Übersetzer richtig entschlüsselt und korrekt in den Zieltext übertragen werden. Auch der Stil des Originaltextes soll erhalten bleiben. Charakteristika des Textes wie z.B. Satzbau und Eigenheiten in der Wortwahl sollen so gut wie möglich erhalten bleiben, und nicht einfach nur im Zieltext normalisiert werden. Nicht nur Wörter, sondern auch Kontexte müssen verstanden werden. Dazu ist es nötig, dass der Übersetzer nicht nur gute sprachliche, sondern auch kulturelle Kenntnisse des Landes oder der Länder der Ausgangssprache beherrscht. Auch im Zieltext müssen diese Kontexte verstanden werden, ohne den Leser zu überfordern oder ihn unwissend zurück zu lassen.

Der Übersetzer muss auch zwischen den Zeilen lesen können. Vielleicht meint der Autor etwas ganz anderes, als er schreibt, oder er versteckt Andeutungen im Text, die nicht sofort ersichtlich sind. Das muss nicht nur erkannt werden, sondern auch konkret in den Zieltext übertragen werden. Wenn der Autor etwas im Originaltext bloß andeutet, sollte es im Zieltext nicht sofort ins Auge springen. Auch Andeutungen und unterschiedliche Lesarten sollten in der Übersetzung erhalten bleiben, ebenso aber darf der Übersetzer nicht eine eindeutige Aussage in Frage stellen.

Ebenso sollte sich der Übersetzer so weit möglich mit dem Autor und dem politisch-sozialen und kulturellen Hintergrund des Werkes identifizieren können. Es kann nur dann eine erfolgreiche Übersetzung entstehen, wenn man Situationen, Hintergründe oder Entwicklungsprozesse versteht, die in der Umgebung des zu übersetzenden Werkes stattfinden.

Als überaus wichtigen Punkt wird bei Harder (2010) noch angegeben, ob der Zieltext ebenso leserlich (oder unleserlich) ist wie der Ausgangstext. Dies bedeutet z.B., dass die Übersetzung von der Satzstellung oder Phrasenbildung des Ausgangstextes geprägt ist und nicht wie ein Text, von dem man annehmen kann, dass er in der Zielsprache entstanden ist. Er muss sich aber dennoch an die sprachlichen und grammatikalischen Regeln der Zielsprache halten.

4. Kommentare zur Übersetzungsarbeit

Es wurde versucht, den Text, soweit es im Deutschen möglich war, originalgetreu und wörtlich zu übersetzen. Ebenso wurde die norwegische Satzstruktur beibehalten. Lediglich bei langen Schachtelsätzen wurden die Sätze geteilt, wenn es der besseren Lesbarkeit und dem besseren Verständnis im Deutschen dienlich war. Sofern sich Probleme im Sinn ergaben, etwa wenn man eine norwegische Redewendung nicht mit denselben Worten im Deutschen wiedergeben kann, so wurde im Allgemeinen auf große Änderungen verzichtet und der Text lediglich soweit umgestaltet, dass sich auch im Deutschen der Sinn ergibt.

Die hier folgenden Anmerkungen zur Übersetzung anhand von Beispielen sollen einerseits den Übersetzungsvorgang bei kritischen Stellen kommentieren, als auch darauf hinweisen, welchen Stand sie in der Übersetzungsforschung einnehmen. Es werden auch Alternativen vorgestellt und Gründe für die schlussendliche Wahl gegeben.

4.1. Übersetzung von Buch- und Novellentitel

In den Diskussionen über die Übersetzung von Titeln, geht es in der Regel um die Frage, ob man einen Titel wörtlich oder frei übersetzt.³² Für diese Arbeit wird eine möglichst wörtliche und dabei aber sinnäquivalente Übersetzung angestrebt, trotzdem sollten die Gründe für eine freie Übersetzung kurz angesprochen werden: 1) Der übersetzte Titel soll das Werk „attraktiv und lesens- bzw. kaufenswert machen.“³³ 2) Übersetzungsbedingte Unverständlichkeiten in der Zielsprache sollen dadurch ausgemerzt werden. Das gilt auch für Andeutungen oder Verweise auf andere Titel, Phrasen und dergleichen in der Ausgangssprache, die in der Zielsprache nicht verstanden werden können. 3) Es gibt bereits Bücher mit diesem Titel und um Verwechslungen oder gar rechtlichen Problemen zu entgehen wird ein anderer Titel gewählt.

In literarischen Werken enthält der Titel mitunter bereits Informationen über den Inhalt des Werkes. Er weckt bestimmte Gefühle und Erwartungen beim Leser. Diese Intention des Autors kann aber vom Übersetzer beeinflusst werden. Durch eine andere Titelwahl kann der Übersetzer die Gewichtung verlagern und der Leser bekommt einen anderen Zugang zum

³² vgl. Nord 2004

³³ Nord 2004 s.912

Werk, etwa wenn der übersetzte Titel auf einen anderen Aspekt des Werkes hinweist als der Originaltitel.

Obwohl die Titel der Novellen in *Oscar Wildes heis* in der Regel wörtlich übersetzt wurden, bedarf es bei zwei der Überschriften doch einer genaueren Erläuterung. Das erste Problem begegnete mir direkt bei der Titelgeschichte. Während das Wort *heis* im norwegischen ziemlich eindeutig ist, hat ein Aufzug im Deutschen mehrere Bedeutungen.³⁴ Sieht man sich den Inhalt der Geschichte an, wo die entscheidende Schlüsselszene in einem Hotelaufzug spielt, ist die korrekte Bedeutung sogleich erkennbar. Ein Leser, der den Inhalt aber nicht kennt, baut vielleicht eine andere Assoziation auf und geht daher auch mit einer anderen Erwartungshaltung an das Werk heran. Eine Alternative wäre, das Wort Aufzug durch ein anderes mit der gleichen Bedeutung zu ersetzen, etwa Fahrstuhl oder Lift. Für diese Arbeit wurde das Wort Aufzug beibehalten. Bei einer Veröffentlichung der vorliegenden Übersetzung könnte dazu geraten werden als Titelbild einen alten Aufzug zu verwenden, um der Intention des Autors nachzukommen. Auf diese Weise bleibt es bei einer adäquaten wörtlichen Übersetzung und es wird keine falsche Erwartungshaltung beim Leser geweckt.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang noch der Titel ‚Morderne‘. Im Norwegischen steht das Wort in der Mehrzahl. Allerdings kommt in der Geschichte nur ein einziger Mörder vor. Um dennoch bei der wörtlichen Übersetzung zu bleiben, wurde einfach der deutsche Artikel weggelassen und der Titel mit dem Wort Mörder wiedergegeben. Somit ist zwar auf den ersten Blick nicht ersichtlich, ob es sich um einen oder mehrere Mörder handelt, aber das im Original vorhandene Missverständnis wird dadurch relativiert.

4.2. Anrede

Im Gegensatz zur deutschen Sprache wird im Norwegischen die Höflichkeitsform nur sehr selten verwendet, falls überhaupt. Wenn man pronominale Anredeformen übersetzt, so muss sich der Übersetzer überlegen, ob er in der Übersetzung das normale Du verwendet oder die Höflichkeitsform mit Sie. Eine allgemeine Regel lässt sich hier nicht beschließen, da die

³⁴ Neben der gemeinten Aufzugsanlage gäbe es noch andere Bedeutungen wie auffallende Kleidung oder der Akt einer Theateraufführung. Für weitere Bedeutungen siehe <http://www.duden.de/rechtschreibung/Aufzug> (13.12.2012)

„spezifische fiktional gestaltete Situation, in der die Anredeformen vorkommen von grundlegender Bedeutung sind.“³⁵

Hier werden zwei Beispiele angeführt. Das erste ist aus der Erzählung 'Das Schwein' und handelt von der Anrede zwischen der Hauptperson Asbjørn Hall und der Krankenschwester Marte. Neben der Verwendung des Du-Wortes ist es in Norwegen auch üblich, Personen beim Vornamen anzusprechen, auch wenn man die Person kaum kennt. Im Ausgangstext spricht die junge Krankenschwester den wesentlich älteren Patienten sowohl mit 'Du', als auch mit dem Vornamen an. Im deutschsprachigen Raum wäre das unüblich, da zumindest der Altersunterschied in der Regel die Höflichkeitsform verlangt.³⁶ Bei der deutschen Übersetzung wurde ein Kompromiss gewählt: Die Höflichkeitsform wird in der Übersetzung verwendet, aber dass die Krankenschwester den Patienten mit dem Vornamen anspricht wurde beibehalten. Das verhindert einerseits einen stärkeren Eingriff in den Originaltext und wäre andererseits auch eine denkbare Situation, wenn die Geschichte im deutschsprachigen Raum spielen würde.

Das zweite Beispiel ist der Geschichte ‚Oscar Wildes Aufzug‘ entnommen. Hierbei geht es um die ersten Begegnungen zwischen Peder Sand und Sara Holm. Zunächst lernen sie sich im Büro von Peder Sand kennen. In diesem Arbeitsumfeld siezen sie sich natürlich. Doch noch am selben Abend sitzen sie in einem Cafe und trinken Bier miteinander, es kann also ohne einen erheblichen Bruch zum Du-Wort gewechselt werden.

4.3. Übersetzung von Realienbezeichnungen

Auch die Übersetzung von Realien soll hier behandelt werden. Relevant für die Übersetzung von *Oscar Wildes* heis sind vor allem Gegenstände und Ortsbezeichnungen. Unter den Begriff Gegenstände fallen aber auch Bezeichnungen für Behörden, Städtenamen oder Geschäftsnamen.³⁷

Für die Gegenstände wurden als Beispiele aurlandssko und Andvord aus der Erzählung ‚Das Geschenk‘ herangezogen. Bei den aurlandssko handelt es sich um Schuhe, die in einer Fabrik

³⁵ Kerzel/Schultze 2004 s.937

³⁶ Für weitere mögliche Gründe siehe Kerzel/Schultze 2004 s.939

³⁷ Kujamäki 2004 s.920

im Aurland hergestellt werden, einer Kommune in Westnorwegen, und daher ihren Namen tragen. Sie sind eine Art Mokassins mit Absätzen. Als Norweger weiß man sofort, was damit gemeint ist, ein deutschsprachiger Leser wird mit dem Begriff nur wenig anfangen können. Die im Deutschen üblichen Bezeichnungen für diese Art von Schuhen wären Slipper, Schlüpfers oder Loafer. Da der kulturelle Bezug aber nicht zerstört werden soll, wurde in der Übersetzung eine Direktübernahme gewählt, auch wenn das ein „fremdartiges Element in den Zieltext einbringt und so vom Leser entweder eine starke Vertrautheit mit der Ausgangssprache und -kultur, oder aber eine gewisse Toleranz gegenüber der dadurch erwirkten Fremdwerdung des Textes voraussetzt“³⁸ Der Leser, dem die Aurlandsschuhe gänzlich unbekannt sind, bekommt dadurch nur eine Ahnung von dem, was tatsächlich gemeint ist - in diesem Fall eben eine bestimmte Art von Schuhen, aber dafür enthält der Text einen Verweis auf die Ausgangskultur. Auch wenn sich viele Forscher gegen die Verwendung von Fußnoten aussprechen, sind sie dennoch ein geeignetes Mittel, um benötigte Informationen zum Entschlüsseln des Textes nachzuliefern, ohne dabei dem Haupttext selbst Erklärungen hinzuzufügen.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Briefpapier von Andvord. Der Autor wird sich bestimmt etwas dabei gedacht haben, wenn er extra erwähnt, woher das Briefpapier stammt. Von daher hielt es der Übersetzer nicht für richtig, diese Information wegzulassen, auch wenn wohl die meisten deutschsprachigen Leser mit dieser Information nichts anfangen können. Demnach kam es auch hier zu einer Direktübersetzung und einer erklärenden Fußnote.

Zu den wenigen Straßennamen, die im Buch vorkommen, sei kurz angemerkt, dass die Wörter *gate* mit *Straße* und *plass* mit *Platz* direkt übersetzt wurden. Ein Bedeutungsunterschied ergibt sich dadurch nicht und der Leser weiß sofort um was genau es sich hierbei handelt.

4.4. Umgang mit kulturellen Referenzen

Die Erzählung ‚Oscar Wildes Aufzug‘ spielt in Norwegen und zum Teil in Frankreich, die darin vorkommenden Personen sprechen dementsprechend Norwegisch (bis auf einige wenige Szenen in Frankreich, die wir aber an dieser Stelle außer Acht lassen können, da sie auch im Original auf Norwegisch verfasst sind und keine Inkohärenz enthalten). Wie aber kann man

³⁸ Kujamäki 2004 s.921

Inkohärenzen vermeiden, wenn auf die Ausgangssprache im Text Bezug genommen wird, aber die Geschichte und Dialoge der Übersetzung in der Zielsprache Deutsch stattfinden?

„Dann trat Sara Holm in Peder Sands Leben, das heißt, sie kam zuerst in sein Büro, ohne anzuklopfen. Könnt ihr alle kein Norwegisch hier im Haus? fragte sie. Peder sah auf und tat, als ob sie ihn gestört hätte. [...] Er räusperte sich. - Ob wir kein Norwegisch können? - Ennå und enda. Overfor und ovenfor. Lenger und lengre.“

Obwohl die Personen in der Übersetzung Deutsch sprechen, fragt Sara Holm, ob sie kein Norwegisch können. Und weiters listet sie die Fehlerquellen auf Norwegisch auf, die sich nicht so einfach auf Deutsch übersetzen lassen. Allein ‚ennå‘ und ‚enda‘ heißen im Grunde das gleiche, nämlich ‚noch‘, nur der Gebrauch ist unterschiedlich.

Eine Möglichkeit wäre, die Kulturreferenzen in der Erzählung zu verändern und somit den ganzen Ort der Handlung in den deutschsprachigen Raum zu verschieben. Dann wäre es kein Problem Sara fragen zu lassen, ob „ihr alle kein Deutsch hier im Haus könnt“. Und für ihre Aufzählung lassen sich auch Beispiele finden, z.B. seit/seid oder dass/das. Einfach geht das mit Geschichten, die keine genauen Orts- oder Kulturbezeichnungen tragen. Zudem neigen auch viele Leser dazu, die Erzählungen in ihrer Welt anzusiedeln.³⁹ Hier aber sind der Ort der Handlung, oder die Orte der Handlung genau festgesetzt. Es wird nicht nur der Name der Stadt (Oslo) genannt, sondern auch andere Orte, wie das Studentenheim Kringsjå oder der Flughafen Gardermoen. Anstatt also die Norweger Deutsch reden zu lassen, entschied sich der Übersetzer für diese Lösung, mit folgender weiterführenden Begründung: Die Personen in der Erzählung bleiben also Norweger und sie sprechen Norwegisch. Die Übersetzung soll hier dazu dienen, dass ein deutschsprachiger Leser versteht, was sie reden und was in der Geschichte vom Erzähler geschildert wird. Dabei geht für den Leser aber auch leider verloren, welche Fehler genau von Sara angesprochen werden, sofern er die Ausgangssprache nicht beherrscht und er dürfte lediglich eine Ahnung davon bekommen, dass es sich wohl um kleine Flüchtigkeitsfehler oder dergleichen handeln dürfte, welche im Deutschen auch vorkommen. Diese Alternative erschien jedoch am geeignetsten und kam daher in der vorliegenden Übersetzung zur Anwendung.

In der kurzen Erzählung um das Gemälde von Van Gogh, ‚der Sämann‘, ist in einem Satz von einem Fußballspiel die Rede:

³⁹ Nord 1997

„I fem år leverte han inn den samme tipperekken og da Mjølnar slo Lyn i serierundens siste kamp vant han 3970 kroner. “

Übernimmt man lediglich die Informationen, die aus dem Originaltext ersichtlich sind, so wird der Leser der Übersetzung aufgrund seiner fehlenden Kenntnis der Kulturreferenz lediglich feststellen können, dass es sich hier um ein Spiel zweier Sportmannschaften handelt. Ein Norweger erkennt gleich zwei Fußballmannschaften und weiß auch, zu welcher Stadt sie gehören. Ebenso erkennt der österreichische Leser sofort, worum es sich handelt, wenn er z.B. von einem Spiel zwischen Sturm und Rapid liest, oder der deutsche Leser zwischen Bayern und Borussia. Um in der Übersetzung nicht zu viele Zusätze einzufügen, hat der Übersetzer sich darauf beschränkt, die Namen der beiden Fußballklubs zu vervollständigen. Durch den Zusatz ‚FK‘ dürfte der deutschsprachige Leser merken, dass es hier um Fußball geht, da die Abkürzung im Deutschen dieselbe ist. Anstatt die Abkürzung zu wählen, könnte man aber auch Fußballklub ausschreiben, um noch besser auf die Sportart hinzuweisen, doch der Übersetzer geht davon aus, dass der deutschsprachige Leser diesen Zusammenhang auch mit dem einfachen ‚FK‘ herstellen kann.

Was noch fehlt, ist die Information, wo dieser Fußballklub beheimatet ist. Hier muss abgewogen werden, ob diese Information für den deutschsprachigen Leser wichtig genug ist, um der Übersetzung gegenüber dem Originaltext noch mehr hinzuzufügen. In diesem Fall wurde folgendermaßen entschieden:

„Fünf Jahre lang setzte er auf dieselbe Tippreihe und als FK Mjølnar im letzten Spiel der Saison Lyn Oslo schlug, gewann er 3970 Kronen. “

4.5. Phraseologien

Phrasen kommen in *Oscar Wildes heis* in einigen Erzählungen vor. Einige davon sind eindeutiger ins Deutsche übertragbar als andere, etwa weil es eine äquivalente Phrase im Deutschen ebenfalls gibt, bei anderen muss erst ein adäquater Ersatz gefunden werden. Die verschiedenen Abstufungen sehen folgendermaßen aus: Es wird zunächst unterschieden zwischen Konvergenz und Differenz. Dann gibt es noch die feinere Unterscheidung zwischen

totaler und partieller Äquivalenz und totaler und partieller Differenz. Dazu kommt noch eine Nulläquivalenz, wenn keine entsprechende Phrase in der Zielsprache existiert.⁴⁰

Hier sollen einige Phrasen, die in Oscar Wildes heis vorkommen, angeführt werden, um sie mit dieser Klassifizierung zu vergleichen.

„Dette var den dråpen som fikk begeret, som det heter, til å renne over. “

Bei dieser Phrase ist leicht zu erkennen, worum es sich handelt. Durch die Unterschiede in der Lexik (Becher im Norwegischen und Fass im Deutschen) fällt sie aber dennoch unter partielle Differenz. Der Gebrauch ist allerdings der gleiche im Deutschen wie im Norwegischen. Bei dem Zusatz ‚som det heter‘ wurde allerdings in der Übersetzung noch das Wort ‚schön‘ beigefügt, um bei dieser Phrase eine korrekte Äquivalenz mit dem Deutschen herzustellen. Somit steht in der Übersetzung:

„Das war der Tropfen, wie es so schön heißt, der das Fass zum Überlaufen brachte“

Zur Gruppe der totalen Differenz zählt das folgende Zitat, aufgrund der lexikalischen Verschiedenheit:

„Det var andre og tredje sats, som kunne ta pusten fra en stakkar. “

Am ehesten würde es wohl dem Deutschen ‚jemandem den Atem rauben‘ entsprechen und das könnte man ebenso in der Übersetzung verwenden. In dem Zusammenhang fand der Übersetzer allerdings ‚jemanden ins Schwitzen bringen‘ passender, weshalb diese Variante gewählt wurde, auch wenn es sich um eine freiere Übersetzung handelt:

„Es war der zweite oder dritte Satz, der einen ins Schwitzen brachte“

Größere Probleme kann die so genannte Nulläquivalenz bereiten. Das folgende Beispiel stammt aus dem Anfang der Titelgeschichte:

⁴⁰ vgl. Karhonen 2004 s.580f

„ [...] bestilte et dobbeltrom og et enkeltrom på *L'Hotel*, bare for sikkerhets skyld, eller narere, for å ha sitt på det tørre i det aller lengste. “

Diese Phrase scheint wohl am ehesten dem Deutschen ‚seine Schäfchen ins Trockene bringen‘ zu entsprechen. Allerdings passte diese Phrase nicht in den Zusammenhang, weshalb wieder auf eine freie Übersetzung zurückgegriffen wurde. In der Übersetzung sollte nicht der Eindruck beim Leser erweckt werden, dass Peder Sand sich damit einen Vorteil verschaffen will, sondern dass er versucht, sich so gut es geht abzusichern.

„reservierte zur Sicherheit ein Doppelzimmer und ein Einzelzimmer im *L'Hotel*, um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. “

Zusammenfassung

Im ersten Abschnitt wurde untersucht, worauf sich der Erfolg von Lars Saabye Christensens Büchern in seinem Heimatland Norwegen stützt. Immerhin gehört er zu den meistgelesenen modernen Autoren Norwegens. Dazu wurden Rezensionen zu seinen erfolgreichsten Büchern sowohl aus Norwegen, als auch aus Deutschland herangezogen, die durchwegs positiv waren. Auch ein Vergleich mit anderen Autoren, die allerdings nicht nur in Norwegen, sondern auch international erfolgreich sind, wurde angestellt. Warum aber der Erfolg besonders im deutschsprachigen Raum für Saabye Christensen verhältnismäßig gering ist, kann leider nicht beantwortet werden. Vergleicht man den Bestseller-Rang von Amazon.de, so liegen z.B. Jo Nesbø mit seinen Kriminalromanen, Jostein Gaarder vor allem mit seinem Buch *Sofies verden* und Anne Birkefeldt Ragde deutlich vor Saabye Christensen. Zumindest an der Tatsache, dass besonders skandinavische Krimis in deutschsprachigen Raum beliebt sind, kann man es nicht festmachen, sind doch die anderen Autoren bis auf Nesbø keine Krimiautoren.

Weiters wurde besonders anhand der Frankfurter Buchmesse gezeigt, welche große Rolle übersetzte Literatur auf dem deutschen Buchmarkt spielt und weshalb er für skandinavische Literatur wichtig ist. Dies ist nicht nur in der heutigen Zeit der Fall, sondern auch in früheren literarischen Epochen. Schriftsteller und Dichter wie Ibsen oder Hamsun haben sich erst durch den deutschen Markt ihren Platz in der Weltliteratur geschaffen. Ein weiterer Punkt der aufgegriffen wurde, war die Bedeutung der literarischen Übersetzung für die Schaffung einer Weltliteratur. Werke, die nur wenigen Lesern zugänglich waren, hatten und haben keine Möglichkeit, als solche wahrgenommen zu werden. Dafür sind Übersetzungen unabdingbar. Schließlich wurden noch linguistische und kulturelle Eigenschaften und Probleme der Translationswissenschaft, sowie die Aufgaben der Übersetzer vorgestellt. Die entsprechenden Punkte wurden theoretisch vorgestellt, eine genauere Analyse würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Neben theoretischer Fachliteratur wurde auch eine Checkliste für einen Übersetzerpreis herangezogen und relevante Punkte daraus entnommen, da sie eine ausführliche Übersicht über die Aufgaben, die ein Übersetzer bei seiner Arbeit hat, wiedergeben.

Der letzte Abschnitt befasst sich mit der Übersetzung selbst. Hier werden einzelne Aspekte des Übersetzens aufgegriffen und mit entsprechenden Textstellen aus der Übersetzung kommentiert. Dabei wird nicht nur erklärt, wieso in dieser Arbeit auf diese Weise übersetzt

wurde, sondern auch der aktuelle Stand der Übersetzungsforschung dargestellt. Zu den behandelten Themen gehören: a) das Übersetzen von Titeln und Überschriften b) die Anrede von Personen c) die Übersetzung von Realienbezeichnungen d) der Umgang mit kulturellen Referenzen und e) die Übersetzung von Phraseologien.

Nachdem die norwegische Sprache eng mit der Deutschen verwandt ist, fiel die Übersetzung naturgemäß leichter als würde ein Werk z.B. aus einer Sprache von einem völlig anderen Sprachstamm stammen. Doch viele Übersetzungsprobleme bleiben bzw. entstehen dennoch und ich hoffe, dass durch diese Arbeit zumindest übersichtsmäßig ein Einblick in die Übersetzung vom Norwegischen ins Deutsche gegeben wurde.

Abstract

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht die deutsche Übersetzung von Lars Saabye Christensens Novellensammlung *Oscar Wildes heis*. Aus den zwölf Novellen wurden neun für diese Arbeit ausgewählt und übersetzt.

Im ersten Abschnitt werden Autor und Werk vorgestellt. Neben einer kurzen Biographie von Lars Saabye Christensen, wobei auch auf seine wichtigsten Werke und Literaturpreise hingewiesen wird, werden auch Rezensionen von Zeitungen und Magazinen gezeigt. Aber auch Vergleiche mit anderen bedeutenden norwegischen Autoren werden gezogen. Saabye Christensen ist einer der erfolgreichsten modernen Autoren in Norwegen, konnte seine Erfolge aber trotz durchwegs guter Kritiken zu seinen Werken in deutschen Magazinen und Zeitungen nicht auf den deutschsprachigen Raum ausweiten. Weiters wurden die Novellen aus *Oscar Wildes heis* kurz beschrieben und interpretiert.

Im nächsten Kapitel der Arbeit wurde die Bedeutung des literarischen Übersetzens aufgezeigt. Die Ausführungen beziehen sich dabei hauptsächlich auf Europa und speziell auf den deutschsprachigen Raum. Es werden historische Aspekte aufgegriffen, die vor allem die Wichtigkeit von Übersetzungen für den interkulturellen Austausch, als auch für die Schaffung einer Weltliteratur unterstreichen. Für die Rolle der Übersetzung in heutiger Zeit wird die Frankfurter Buchmesse als Referenz angegeben. Besonders die skandinavischen Dichter und Schriftsteller waren und sind auf den deutschen Markt angewiesen, um ihre Werke der Welt präsentieren zu können. Schließlich haben nur Werke, die auch einer breiten Bevölkerungsschicht zugänglich sind, die Möglichkeit als Weltliteratur wahrgenommen zu werden.

Anschließend werden theoretische Faktoren des literarischen Übersetzens untersucht. Es wird versucht, eine Definition der Übersetzungsarbeit zu bieten. Dabei werden unterschiedliche Ansätze vorgestellt. Auch wenn Übersetzung grundsätzlich ein freier Prozess ist und, gibt es dennoch feste Richtlinien zu beachten, damit ein Text als adäquate Übersetzung gilt. Probleme, die sich beim Übersetzen von literarischen Texten ergeben, werden dabei ebenso aufgezeigt. Neben diesen Richtlinien werden auch die Aufgaben dargestellt, die ein Übersetzer zu befolgen hat und worauf er vor und während des Übersetzungsvorganges achten soll.

In den Kommentaren zum eigenen Übersetzungsvorgang schließlich wurden einige Thematiken gewählt, die allgemeine Problemstellen des Übersetzens behandeln und auch in *Oscar Wildes heis* vorkommen. Dazu gehören: a) das Übersetzen von Titeln und Überschriften b) die Anrede von Personen c) die Übersetzung von Realienbezeichnungen d) der Umgang mit kulturellen Referenzen und e) die Übersetzung von Phraseologien. Zu den einzelnen Problemstellen wird ein kurzer Abriss über den derzeitigen Forschungsstand gebracht und relevante Textstellen aus der Übersetzung herangezogen. Dazu werden die Übersetzungsvorgänge im Sinne des aktuellen Forschungsstandes kommentiert und begründet und eventuelle Alternativen vorgestellt.

Norwegisch

Hoveddelen av denne masteroppgaven består av den tyske oversettelsen av Lars Saabye Christensens *Oscar Wildes heis*. Av disse tolv noveller ble ni utvalgt og oversatt for oppgaven.

I den første delen handler det om forfatteren og boken. Ved siden av en kort biografi av Lars Saabye Christensen sammen med hans viktigste verker og litteraturpriser, vises det også til anmeldelser fra aviser og magasiner. Men han blir også sammenlignet med andre viktige norske forfattere. Selv om Saabye Christensen er en av de mest suksessrike moderne forfatterne i Norge, og selv om han bare har fått god kritikk for sine bøker i de tyske avisene, har han ikke hatt den samme suksessen i de tyskspråklige land. I oppgavens første del følger det en kort beskrivelse og interpretasjon av novellene i *Oscar Wildes heis*.

I oppgavens neste kapittel dreier det seg om betydningen av litterære oversettelser. Jeg fokuserer først og fremst på Europa og spesielt på de tyskspråklige land. Jeg vil trekke historiske linjer mellom betydningen av oversettelser i forhold til det interkulturelle aspektet og verdenslitteraturen. For rollen av oversettelsene i dag granskes bokmessen i Frankfurt nærmere. Spesielt de skandinaviske dikterne og forfatterne er avhengige av det tyske markedet for å presentere bøkene sine til verden. Det er bare bøker som leses av en stor mengde av folk som sees som verdenslitteratur.

I oppgaven følger så en undersøkelse av teoretiske momenter i de litterære oversettelsene. Jeg vil prøve å lage en definisjon av oversettelsesprosessen med forskjellige eksempler. Selv om å oversette i grunnen er en fri prosess, må man følge faste retningslinjer for å komme til en adekvat oversettelse. Her vises det også til problemer som ofte oppstår ved litterære oversettelser. Ved siden av disse retningslinjene handler det også om translatørens oppgaver og om hva han må legge merke til før og i løpet av oversettelsen.

I kommentarene til oppgavens oversettelser vil jeg fokusere på enkelte problemstillinger i prosessen av å oversette generelt, noe som også forekommer i *Oscar Wildes heis*. Disse er: a) oversettelser av titler og overskrifter b) tiltale av personer c) oversettelsen av bestemte fagbegreper d) omgangen med kulturelle referanser og e) oversettelsen av fraseologier. Til de enkelte problemstillingene trekker jeg inn både et kort utkast av de nyeste forskningsresultatene og eksempler fra teksten. Jeg argumenterer hvorfor oversettelsen stemmer overens med disse forskningsresultatene, men foreslår også alternativer.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Christensen, Lars Saabye: Oscar Wildes heis, Oslo: Cappelen 2005

Sekundärliteratur

Abel, Günter (Hg.): Das Problem der Übersetzung. Berlin: Nomos-Verl.-Ges. 1999 (= Schriftenreihe des Frankreich-Zentrums der Technischen Universität Berlin 1)

Albrecht, Jörn: Bedeutung der Übersetzung für die Entwicklung der Kultursprachen. In: Kittel, Harald (Hg.): Übersetzung 1: ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Berlin: de Gruyter 2004 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 26)

Harder, Thomas: Mellem to sprog: om oversættelse, tolkning, sprogpolitik, og hvorfor det er bedre at være tosproget end tvetunget. København: Museum Tusculanums Forlag 2010

Karhonen, Jarmo: Phraseologismen als Übersetzungsproblem. In: Kittel, Harald (Hg.): Übersetzung 1: ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Berlin: de Gruyter 2004 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 26)

Kerzel, Martine und Brigitte Schultze: Anrede und Titulatur in der Übersetzung. In: Kittel, Harald (Hg.): Übersetzung 1: ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Berlin: de Gruyter 2004 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 26)

Kohlmayer, Rainer: Literarisches Übersetzen: Die Stimme im Text. In: DAAD (Hg.): Germanistentreffen Deutschland – Italien 8.-12.10.2003. Dokumentation der Tagungsbeiträge. Bonn: DAAD 2004

Koller, Werner: Die literarische Übersetzung unter linguistischem Aspekt. In: Kittel, Harald (Hg.): Die literarische Übersetzung. Stand und Perspektiven ihrer Erforschung. Berlin: Schmidt 1988 (= Göttinger Beiträge zur internationalen Übersetzungsforschung 2)

Kujamäki, Pekka: Übersetzung von Realienbezeichnungen in literarischen Texten. In: Kittel, Harald (Hg.): Übersetzung 1: ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Berlin: de Gruyter 2004 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 26)

Liedtke, Frank: Übersetzen in funktionaler Sicht. In: Keller, Rudi (Hg.): Linguistik und Literaturübersetzen. Tübingen: Narr 1997 (= Transfer 11)

Nord, Christiane: Die Übersetzung von Titeln, Kapiteln und Überschriften in literarischen Texten. In: Kittel, Harald (Hg.): Übersetzung 1: ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Berlin: de Gruyter 2004 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 26)

Nord, Christiane: So treu wie möglich? Die linguistische Markierung kommunikativer Funktionen und ihre Bedeutung für die Übersetzung literarischer Texte. In: Rudi Keller (Hg.): Linguistik und Literaturübersetzen. Tübingen, Narr 1997

Paul, Fritz: Die übersetzerische Entdeckung europäischer Literaturen: Skandinavienschwelle. In: Kittel, Harald (Hg.): Übersetzung 2: ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Berlin: de Gruyter 2007 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 26)

Weblinks

<http://www.dagbladet.no/kultur/1984/03/28/128967.html> (28.11.2012)

<http://www.aftenposten.no/kultur/litteratur/article274228.ece> (28.11.2012)

<http://www.dagbladet.no/kultur/2001/09/01/278821.html> (28.11.2012)

<http://www.nrk.no/nyheter/kultur/1258252.html> (28.11.2012)

<http://www.spiegel.de/spiegelspecial/a-274718.html> (29.11.2012)

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/besteigung-eines-achthunders-1197792.html> (29.11.2012)

<http://www.stern.de/lifestyle/leute/lars-saabye-christensen-seltsame-kaeuze-536987.html> (29.11.2012)

<http://www.aftenbladet.no/kultur/anmeldelser/bokanmeldelser/Oscar-Wildes-heis-gar-bare-oppover-2793463.html> (02.12.2012)

<http://www.nrk.no/nyheter/kultur/4073527.html> (2.12.2012)

<http://www.litteratursiden.dk/anmeldelser/oscar-wildes-elevator-af-lars-saabye-christensen>
(02.12.2012)

<http://www.buchmesse.de/de/ehrengast/rueckschau/> (03.12.2012)

http://www.buchmesse.de/pdf/buchmesse/ehrengast_island_2011_neuerscheinungsliste_oktober_2011.pdf (03.12.2012)

<http://www.goethe.de/kue/lit/prj/vla/per/ubs/de3917988.htm> (04.12.2012)

<http://www.cappelendamm.no/main/Katalog.aspx?f=7011> (03.12.2012)

<http://www.cappelendamm.no/main/Katalog.aspx?f=7011&isbn=9788202240691>
(03.12.2012)

<http://www.aftenposten.no/kultur/litteratur/Store-forventninger-til-Saabye-Christensen-6575643.html> (28.12.2012)

<http://e24.no/naeringsliv/rekordsalg-for-nesboe/1835893> (28.12.2012)

<http://www.aschehoug.no/forfattere/alfabetisk/vis?contentItemId=648332> (28.12.2012)

<http://www.bt.no/bergenpuls/litteratur/Ragde-mest-populaer-1884134.html> (28.12.2012)

LEBENS LAUF

Persönliche Daten:

Name: Alexander Dietmeier

E-Mail: alex.dietmeier@gmx.at

Geburtsdatum: 30.07.1985

Matrikelnummer: 0548103

Familienstand: ledig

Kinder: keine

Staatsbürgerschaft: Österreich

Schul Ausbildung:

1991 – 1995 private Volksschule der Schulbrüder, Wien 21

1995 – 2004 AHS (Schulbrüder, Wien 21) bzw. Oberstufenrealgymnasium Anton-Krieger
Gasse, Wien 23

2004 Matura

Studium:

2006-2013: Studium der Skandinavistik an der Universität Wien

2008S: Beginn des Moduls Deutsch als Fremdsprache

2008W: Abschluss des ersten Studienabschnitts Skandinavistik

2012W: Abschluss des Moduls Deutsch als Fremdsprache

Beruflicher Werdegang:

Seit Oktober 2006: Arbeiten in der Bibliothek der zoologisch-botanischen Gesellschaft in
Österreich

Mai 2007 – Ende Juli 2007: Arbeiten für Real Versicherungsmakler GmbH

Seit Oktober 2007: Arbeiten für die zoologisch-botanische Gesellschaft in Österreich

Dazwischen verschiedene Ferialjobs (u.a. Kellner oder Expeditarbeiten bei Morawa)

Wien am 24.1.2013

Alexander Dietmeier